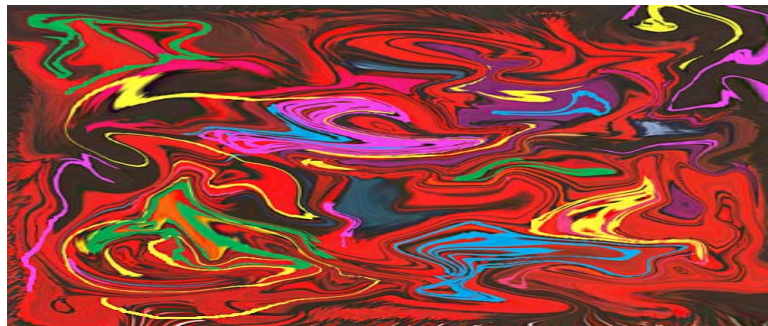


Allgemeine Sprachwissenschaft

Übereinzelsprachliche Tendenzen bei synästhetischen Metaphern



Hausarbeit

Zur Erlangung des Grades einer Magistra Artium

der
Philosophischen Fakultät

der Westfälischen Wilhelms-Universität
Münster, Westfalen

vorgelegt von

Sarah Dolscheid

aus Greven

2008

Inhalt

1. Einleitung	1
2. Präliminarien	2
2.1. <i>Synästhesie – eine sprachwissenschaftliche Eingrenzung des Begriffs</i>	2
2.2. <i>Verschiedene Herangehensweisen</i>	8
2.3. <i>Universalialia oder übereinzelsprachliche Tendenzen?</i>	12
3. Übereinzelsprachliche Tendenzen bei synästhetischen Metaphern	14
3.1. <i>Wegbereitende Untersuchungen</i>	14
3.1.1. Stephen Ullmann	14
3.1.2. Joseph M. Williams	17
3.2. <i>Ergebnisse</i>	22
3.2.1. Es besteht ein Übergang vom allgemeinen zum speziellen Sinn	23
3.2.2. Der Tastsinn ist vornehmlich ‚originär‘ besetzt (und Hauptgeber)	29
3.2.3. Der Hörsinn ist vornehmlich ‚synästhetisch‘ besetzt	35
3.2.4. Geruchswörter sind selten ‚originär‘, sondern meistens ‚synästhetisch‘ besetzt	41
3.2.5. Zusammenfassung der Ergebnisse	45
4. Erklärungsansätze	48
4.1. <i>Biologische Grundlagen</i>	48
4.1.1. Neurophysiologische Grundlagen	48
4.1.2. Intermodale Analogien und Empfindungen	51
4.1.3. Integration	54
4.1.4. Verhältnisse	57
4.1.5. Richtungen?	59
4.2. <i>Einflüsse sprachwissenschaftlicher Kategorien</i>	60
4.2.1. Wortarten	60
4.2.2. Wahrnehmungsverben	62
5. Rückbezug auf Eingrenzungen	68
5.1. <i>Polysemien, tote Metaphern und andere Probleme</i>	68
5.1.1. Psycholinguistische Methoden	70
5.1.2. Sprachwissenschaftliche Vorgehensweisen	74
5.1.3. Ausweitungen	76
5.1.4. Fazit	79
6. Schlussbetrachtung	79
7. Literaturverzeichnis	82
8. Anhang: Sprachbeispiele	91

1. Einleitung

Allzu häufig müssen sich wissenschaftliche Arbeiten den Vorwurf gefallen lassen, sie seien in einem zu ‚trockenen Ton‘ gehalten. Ob dieser Vorwurf gerechtfertigt ist oder nicht, soll allerdings nicht Gegenstand der vorliegenden Magisterarbeit sein. Viel eher stehen Ausdrücke wie *trockener Ton* selbst im Zentrum der Arbeit, in der es um synästhetische Metaphern geht. Bezüglich dieser Thematik sind übereinzelsprachliche Tendenzen von Interesse. Kurz: Lassen sich im Hinblick auf synästhetische Ausdrücke Gemeinsamkeiten in den Sprachen der Welt finden? Diese Vermutung bejahend, postuliert SABINE GROSS:

„Die auffällige Übereinstimmung ganz spezifischer synästhetischer Metaphern in einer Reihe europäischer Sprachen – beispielsweise ‚schreiende Farbe‘, englisch ‚loud‘ oder ‚screaming colo[u]rs, französisch ‚couleurs criardes‘, spanisch ‚color chillón‘, italienisch ‚colori stridenti‘ – läßt [...] vermuten, daß es sich nicht um zufällige Parallelen handelt, daß also zumindest in bestimmten Bereichen synästhetische Metaphern keineswegs beliebig sind“ (GROSS 2002: 63).

Das Hauptziel der vorliegenden Arbeit besteht darin, eben jene übereinzelsprachlichen Parallelen bei synästhetischen Metaphern herauszuarbeiten und zu systematisieren. Zugleich ist eine Analyse des Betrachtungsgegenstandes selbst erforderlich. Um beiden Anforderungen gerecht zu werden, wird der Bearbeitung des Themas folgende Reihenfolge zugrunde gelegt:

Im ersten Teil der Arbeit (Kapitel 2) werden zentrale Eingrenzungen und Definitionen vorgenommen, um den Untersuchungsgegenstand handhabbar zu machen. Ebenfalls gilt es, solche Prämissen herauszuarbeiten, die – trotz Relevanz für die Thematik – in der entsprechenden Literatur oftmals nur indirekt oder gar nicht erwähnt werden.

Auf Basis dieser Eingrenzungen erfolgt die Synopse übereinzelsprachlicher synästhetischer Metaphern (Kapitel 3). Zu diesem Zweck werden neben Darstellungen, die explizit sprachübergreifend ausgerichtet sind, ebenfalls einzelsprachliche Arbeiten herangezogen. Eine zusätzliche Analyse von Wörterbucheinträgen verschiedener Sprachen soll die Hypothesen ergänzen und auf eine breitere Datenbasis stellen. Abschließend werden relevante Erkenntnisse extrahiert und in einem synthetischen Modell dargestellt.

Im Hinblick auf die Übereinzelsprachlichkeit synästhetischer Metaphern rücken verschiedene Erklärungsansätze in das Zentrum der Betrachtung (Kapitel 4). Unter anderem werden biologische Grundlagen fokussiert. Dies geschieht

getrennt von sprachwissenschaftlichen Argumentationen, um der Vermischung beider Sichtweisen zu entgehen. Obwohl betont werden sollte, dass der Untersuchungsgegenstand keine völlig isolierte Betrachtungsweise erlaubt, scheint eine solche Unterteilung der Bereiche sinnvoll. Allzu häufig führt die Annahme eines engen Wechselverhältnisses nämlich weniger zu Erkenntnisgewinn als zu tautologischen Vermischungen. (Einige Autoren wechseln beispielsweise zwischen naturwissenschaftlichen und linguistischen Erklärungen hin und her und begründen ihre Erkenntnisse aus dem jeweils anderen Fachgebiet.)

Im letzten Teil der Arbeit (Kapitel 5) erfolgt ein Rückbezug auf die anfänglich aufgestellten Prämissen (vgl. Kapitel 2). An dieser Stelle wird der Betrachtungsgegenstand selbst einer erneuten Analyse unterzogen und die Relevanz bestimmter Vorannahmen verdeutlicht.

Obwohl häufig im Zusammenhang mit Synästhesie diskutiert, soll die Thematik der Lautsymbolik im weiteren Verlauf der Arbeit vernachlässigt werden. Weitere Eingrenzungen hinsichtlich sprachlicher Synästhesien finden sich im nächsten Kapitel.

2. Präliminarien

2.1. Synästhesie – eine sprachwissenschaftliche Eingrenzung des Begriffs

Grundsätzlich eröffnet das Phänomen Synästhesie („griech. *synaísthēsis* ›Mitempfindung‹“ BUSSMANN 2002: 671) ein weites Feld an Betrachtungsmöglichkeiten. Entsprechend konstatiert ULLMANN:

„The tendency to combine, unify and synthesize the various sensory domains is so fundamental and so deeply rooted that its consequences are ubiquitous, and a number of sciences have to concern themselves with them“ (ULLMANN 1957: 267).

Literaturwissenschaft, Kunst und Musik, aber auch Medizin, Psychologie und Sprachwissenschaft thematisieren Synästhesie und divergieren in ihren Perspektiven und Herangehensweisen. Um nun eine allgemeine Formulierung im Sinne eines kleinsten gemeinsamen Nenners der verschiedenen wissenschaftlichen Betrachtungen herauszufiltern, kann Synästhesie folgendermaßen definiert werden: Synästhesie bezeichnet einen Prozess „intersensorischer

Übertragungen“ (ULLMANN 1967: 245), in dem unterschiedliche Sinnesmodalitäten (Riechen, Sehen, Hören, Schmecken und Tasten) miteinander verschmelzen (vgl. BUSSMANN 2002: 671). Von dieser allgemeinen Formulierung ausgehend, muss eine explizitere Eingrenzung des Begriffs folgen, wobei eine Trennung zwischen einer medizinischen bzw. psychologischen und einer sprachwissenschaftlichen Erscheinungsform der Synästhesie vorgenommen werden soll.

Im medizinischen Kontext wurde der Ausdruck *Synästhesie* erstmalig von dem Neurophysiologen ALFRED VULPIAN im Jahre 1866 verwendet (vgl. ZEUCH / ADLER 2002: 1). Dieser suchte „nach einer Bezeichnung für den Transfer von Reizen eines Sinnes auf Nerven, die nicht für die Weiterleitung der Reize jenes Sinnes spezifisch sind“ (ZEUCH / ADLER 2002: 1). Entsprechend repräsentiert Synästhesie „für MedizinerInnen, PsychologInnen und NaturwissenschaftlerInnen [...] in erster Linie ein Wahrnehmungsphänomen“ (GROSS 2002: 58). Als ‚echte‘ Synästhesie kann somit die real empfundene Verschmelzung von Empfindungen verschiedener Wahrnehmungssinne bezeichnet werden. Hierbei löst die Erregung eines Sinnes „simultan die Erregung eines anderen aus, so dass es zu Phänomenen wie Farbenhören oder Tönesehen kommt“ (BUSSMANN 2002: 671). Neben der spezifischen Erscheinungsform der ‚echten‘ Synästhesie, die sehr selten scheint (vgl. CYTOWIC 2002: 9), wird häufig die Meinung vertreten, dass auch die ‚normale‘ menschliche Wahrnehmung durchaus synästhetische Züge bzw. intermodale Korrespondenzen aufweist (vgl. z.B. WARD / HUCKSTEP / TSAKANIKOS 2006: 264). Obwohl das Verhältnis nicht völlig geklärt ist, soll zunächst eine Dichotomie von ‚Wahrnehmungssynästhesie‘ und ‚normaler Wahrnehmung‘ angenommen werden.¹

Neben diesen beiden Wahrnehmungsprozessen geht es hier um sprachliche Synästhesien. Da der Fokus auf synästhetischen Metaphern – griech. *metaphorá* ‚Übertragung‘ (vgl. KLUGE 1999: 555) – liegt, erscheint es sinnvoll, kurz auf diesen Begriff selbst einzugehen. In einer gängigen Definition von BUSSMANN (2002: 432) heißt es hierzu:

„M[etaphern] sind sprachliche Bilder, die auf einer Ähnlichkeitsbeziehung zwischen zwei Gegenständen bzw. Begriffen beruhen, d.h. auf Grund gleicher oder ähnlicher Bedeutungsmerkmale findet eine Bezeichnungsübertragung statt“.

¹ Für eine solche Trennung plädieren beispielsweise die Neurologen SIMON BARON-COHEN (1997: 10) und RICHARD E. CYTOWIC (2002: 7).

Während das Auftreten dieser ‚sprachlichen Bilder‘ lange Zeit vornehmlich im Bereich der Literatur angesiedelt wurde, markierte unter anderem das Buch „Metaphors we live by“ von GEORGE LAKOFF und MARK JOHNSON (1980) die kognitive Wende für den Metaphernbegriff. Das zentrale Postulat beider Autoren besteht darin, die Metapher als Teil unserer konzeptuellen Organisation aufzufassen:

„We claim that most of our normal conceptual system is metaphorically structured; that is, most concepts are partially understood in terms of other concepts“ (LAKOFF / JOHNSON 1980: 56).

Im Sinne dieser Tradition bemerkt auch GROSS (2002: 61):

„Metaphorisches Denken und Sprechen sind weder Luxus noch Ausschmückung, sondern im Gegenteil treffend, prägnant, ökonomisch – und häufig nicht, oder nur mit größeren Schwierigkeiten, durch nichtmetaphorische Ausdrücke zu ersetzen“.

Obwohl durchaus auf den ‚höheren‘ oder ‚bedeutsameren‘ Status, den die Metapher seit ihrer kognitiven Fundierung einnimmt, hingewiesen werden soll, geht es hier nicht darum Details auszuarbeiten. Auch ist es nicht Ziel, differierende Merkmale verschiedener Metaphernbegriffe zu fokussieren, sondern deren Definition auf ihre Kernaussage herunterzubrechen. Entsprechend kann festgehalten werden: „The essence of metaphor is understanding and experiencing one kind of thing in terms of another“ (LAKOFF / JOHNSON 1980: 5). Diese Essenz soll auch im weiteren Verlauf der Arbeit als definierendes Kriterium angesehen werden. Es liegt somit ein relativ weitgefasster Metaphernbegriff vor.

Kehren wir von dieser allgemeinen Definition erneut zu dem Betrachtungsgegenstand der sprachlichen Synästhesien zurück. Wie GROSS (2002: 58) – den Konsens der Linguisten wiedergebend – konstatiert, handelt es sich bei „sprachlichen Synästhesien [...] um eine spezifische Unterkategorie von Metaphern“. Analog zur Wahrnehmungssynästhesie werden verschiedene Sinnesausdrücke (vornehmlich Adjektive und Substantive) metaphorisch miteinander in Beziehung gesetzt. Dementsprechend „kann eine Stimme *weich* (Tastsinn), *warm* (Wärmeempfindung), *scharf* (Geschmack) oder *dunkel* (Sehen) sein“ (BUSSMANN 2002: 671). Präziser betont SHEN (1997a: 47):

„A synaesthetic metaphor is based on the mapping of properties from one modality (sense) – the source modality – to another – the target modality. For example, in the synaesthetic metaphor 'a sweet sound' the mapping proceeds from the source, the 'taste' domain, onto the target belonging to the domain of 'sounds“.

Analog spricht ABRAHAM (1987: 155) bezüglich des Ausgangssinns (z.B. *weich*; Tastsinn) vom „Geber“, während die Zieldomäne (z.B. Stimme; Hörsinn) als „Nehmer“ betitelt wird (→ *weiche Stimme*). Ähnliche Formulierungen lassen sich auch bei anderen Autoren finden (z.B. BRETONES-CALLEJAS 2006: 396, WILLIAMS 1976: 464), wobei das Ziel der meisten Arbeiten darin besteht, Aussagen „über die Zuordnung von Ausgangs- und Zieldomänen“ (GROSS 2002: 69) machen zu können. Diese ‚Direktionalitäten‘ stellen ebenfalls die Vergleichsbasis für potentielle übereinzelsprachliche Parallelen dar.

Hinsichtlich ihrer Syntax können die genannten Wendungen *weiche Stimme* oder *süßer Ton* nicht als Ausnahme, sondern als Regelfall synästhetischer Fügungen aufgefasst werden. Auf diesen Sachverhalt weist auch ULLMANN (1957: 278) hin, indem er betont: „The basic, and [...] most frequent, pattern of synaesthetic transfer is the binary attributive junction“. GROSS (2002: 71) teilt diese Meinung und merkt an: „Am häufigsten sind binäre attributive – aber auch prädikative – Fügungen der Form ‚Adjektive aus Sinnbereich a bezogen auf Sinnbereich b‘“. Entsprechend stellt sich die Wortart Adjektiv im Hinblick auf synästhetische Metaphern als zentral heraus. Ohne an dieser Stelle bereits eine Definition dieses ‚Redeteils‘ (vgl. BUSSMANN 2002: 750) zu liefern (vgl. Kapitel 4.2.1.), muss festgehalten werden, dass Adjektive keine universelle Kategorie darstellen. So betont DIXON (1982: 2f.): „However, not all languages have the major word class adjective“. Konsequenterweise kann ebenfalls die potentielle Universalität jener genannten, typisch-synästhetischen Attributivkonstruktionen angezweifelt werden.

Im Hinblick auf den zweiten Bestandteil der synästhetischen Konstruktionen, welcher zumeist ein Substantiv darstellt, weist WIKTOROWICZ (1985: 183) auf „die allgemeine Regularität, daß die synästhetischen Verknüpfungen nur in der Umgebung von Abstrakta auftauchen können“ hin. Entsprechend fordern synästhetische Metaphern in ihrer prototypischen Form abstrakte Substantive wie z.B. *Licht*, *Farbe*, *Stimme* etc. als Nehmer.

Zusammengefasst gesagt, bestehen die hier relevanten Fügungen also zumeist aus einem attributiv gebrauchten Adjektiv (das seinen Sinnesbereich wechselt) und einem Substantiv (das nicht primär dem Bereich entstammt, den das Adjektiv eigentlich bezeichnet). Das Besondere an der synästhetischen Metapher besteht ferner darin, dass sowohl ‚Nehmer‘ als auch ‚Geber‘ dem Wahrnehmungsbereich

zuzuordnen sind. Der Begriff wird somit auf Beispiele eingegrenzt, bei denen sowohl Ursprungs- als auch Zieldomäne durch Wahrnehmungsvokabular ausgedrückt werden. Weitere Fügungen, wie beispielsweise *dunkler Verdacht* oder *helle Freude* werden gemäß dem Vorschlag von GROSS (2002: 62) als „reduzierte Synästhesien“ bzw. „Wahrnehmungsmetaphern“ außen vor gelassen. Wenden wir uns erneut den Grenzen der sprachlichen Synästhesie zu. Häufig verleitet die durchaus vorhandene Ähnlichkeit von ‚echter‘ und ‚sprachlicher‘ Synästhesie zu einer Vermischung beider Beschreibungen. In diesem Zusammenhang bemerkt beispielsweise POPOVA (2005: 379):

„Linguistically, there is thus very little difference between a synaesthete describing the taste of mint as 'cool glass columns' and the poet Arthur Symons writing about 'the scented billows of soft thunder'”.

Entsprechend lässt sich bei der synästhetischen Metapher häufig „der Impuls diagnostizieren, sie als Repräsentation von Wahrnehmung zu legitimieren“ (GROSS 2002: 59). Gegen diese Annahme stellen sich erneut die Neurologen SIMON BARON-COHEN (1997) und RICHARD E. CYTOWIC (2002), die für eine deutliche Trennung zwischen echter und metaphorischer Synästhesie plädieren. BARON-COHEN (1997: 8) betitelt sprachliche Synästhesie im Gegensatz zur Wahrnehmungssynästhesie als „pseudosynaesthesia“ und auch CYTOWIC (2002: 7) spricht sich für eine „Dichotomie“ beider Typen aus. Ihrer Meinung nach „lassen sich sprachliche Synästhesien keinesfalls auf die Wiedergabe synästhetischer Wahrnehmung reduzieren“ (GROSS 2002: 60).

Während somit die ‚unwillkürliche Wahrnehmungs-Synästhesie‘, also das nur wenigen Menschen zugängliche Phänomen, weitgehend von sprachlicher Synästhesie abgegrenzt werden kann, bleibt die Frage nach dem Verhältnis von synästhetischen Metaphern und der ‚normalen‘ Perzeption² bestehen. Entsprechend konstatiert GROSS (2002: 60):

„Es scheint also, daß zum einen das Verhältnis der Wahrnehmungen bzw. Vorstellungen zueinander – und zwar sowohl physiologisch/psychologisch als auch sprachlich –, zum anderen das Verhältnis zwischen sprachlich formulierter und als Wahrnehmung erlebter Synästhesie unzureichend geklärt sind bzw. leicht zu Unklarheiten Anlaß geben”.

Diese Unklarheiten über das Wechselverhältnis führen häufig zu Vermischungen und tautologischen Erklärungen. Ergänzt man die Thematik um die Tatsache, dass die Fähigkeit zur Wahrnehmung „eine anthropologische Universalie darstellt“

² Die Begriffe *Perzeption* und *Wahrnehmung* werden hier synonym verwendet.

(HARM 2000: 16), lässt sich die Ansicht erklären, warum synästhetische Metaphern als mögliche Quelle sprachlicher Universalien gehandelt werden. Obwohl auch die vorliegende Arbeit übereinzelsprachliche Tendenzen fokussiert, soll – gerade weil das genaue Verhältnis von Wahrnehmung und Sprache als ungeklärt angesehen werden muss – zwischen sprachwissenschaftlichen und biologischen Argumentationen unterschieden werden. Entsprechend wird im Folgenden getrennt zwischen:

Wahrnehmung (dies betrifft sowohl die ‚ungewöhnliche‘ synästhetische als auch die ‚normale‘ Perzeption) und

Sprache (als Gegenstand der linguistischen Betrachtungsweise).

Synästhetische Metaphern sind demnach als semantische Erscheinung aufzufassen, bei der es nicht um Wahrnehmungsprozesse selbst geht. Vielmehr steht versprachlichte Wahrnehmung bzw. Wahrnehmungsvokabular, das metaphorisch miteinander in Beziehung gesetzt wird, im Zentrum der Betrachtung.

Aus den bisher genannten Prämissen, die sich für den Untersuchungsgegenstand ergaben, gilt es abschließend zwei zentrale Implikationen herauszustellen:

I. Es gibt unterschiedliche, voneinander trennbare Sinnesmodi.

Wenn die Übertragung von Adjektiven aus einer Sinnesdomäne auf eine andere zentrales Kennzeichen synästhetischer Metaphern ist, setzt dies zwangsläufig „deutlich geschiedene Modi der Wahrnehmung“ (BAUMGÄRTNER 1969: 6) voraus. Wie GROSS (2002: 78) pointiert formuliert, betrifft dies die Frage: „Wo beginnt überhaupt das ‚Syn-‘ von Synästhesie?“ Konsequenterweise hat das *Syn-* einzig eine Berechtigung, wenn verschiedene, tatsächlich voneinander getrennte Kategorien zusammenfließen. Dies bedeutet, dass Annahmen über die Unterteilung der verschiedenen Sinnesdomänen gemacht werden müssen, wobei diese „Klassifizierung [...] keineswegs trivial“ [ist]“ (HOLZ 2005: 46). Zudem kann bereits hier darauf hingewiesen werden, dass die Anzahl der verschiedenen Modalitäten erheblich variiert, „je nachdem welche Klassifizierungskriterien man zugrunde legt“ (HOLZ 2005: 46).

II. Da Übergänge relevant sind, muss eine Zuordnung des Vokabulars zu Sinneskategorien erfolgen können.

Von großem Interesse in Bezug auf synästhetische Metaphern sind: „Art und Richtung der Bezüge zwischen einzelnen Sinnesdomänen“ (GROSS 2002: 69). Wie angemerkt wurde, besteht ein Hauptziel der meisten Autoren darin, Ausgangs- und Zieldomänen einander zuordnen zu können.

Hierbei stellt sich insbesondere die Frage, wie die Zuordnung zu einer Ausgangsdomäne vorgenommen werden kann. Wenn wir beispielsweise davon ausgehen, dass *laut* semantisch mit dem Hören verbunden ist, erscheint uns dies intuitiv zugänglich und eindeutig: Das Adjektiv *laut* bezeichnet eine hörbare Qualität und ist somit der Kategorie des Hörsinns semantisch zuzuordnen. Allerdings haben wir es im Hinblick auf synästhetische Metaphern zumeist mit polysemen Adjektiven zu tun. Entsprechend betont RAKOVA (2005: 2):

„Adjectives such as ‘soft’, ‘sharp’, ‘dry’, ‘cold’, ‘deep’, ‘bright’ and others are called polysemous adjectives because they can be used with nouns of different kinds and their meaning depends on the nouns they modify”.³

Konsequenterweise ist ein polysemes Adjektiv *dunkel* sowohl mit dem visuellen Sinn (z.B. *dunkle Farbe*) als auch mit dem auditiven Sinn (z.B. *dunkle Stimme*) semantisch verträglich. Sobald es um das Postulat von Übergängen geht, wobei Metaphern per definitionem Übertragungen oder Übergänge sind (vgl. Kapitel 2.1., S.4), reicht es jedoch nicht aus von Polysemien zu sprechen, sondern der Übergang muss einen Ursprung und ein Ziel haben. Ohne an dieser Stelle bereits zu sehr ins Detail zu gehen, kann kritisch angemerkt werden, dass sich eine systematische Zuordnung von Sinnesadjektiven zu einer einzigen ursprünglichen Kategorie schwierig gestaltet. Wie die Autoren diesen Implikationen begegnen, ist Thema des nächsten Kapitels.

2.2. Verschiedene Herangehensweisen

Im Folgenden sollen die verschiedenen Kategorien, welche Methode und Ansicht einiger relevanter Autoren bestimmen, in den Blick gefasst werden. Zugleich soll

³ Für weitere Informationen zur Polysemie, aber auch zur Abgrenzung von Polysemie und Homonymie, siehe u.a. BUSSMANN (2002: 524), LYONS (1996: 49 f.).

herausgearbeitet werden, wie die Verfasser im Hinblick auf oben genannte Implikationen vorgehen.

Hinsichtlich der ersten Implikation kann angemerkt werden, dass die Einteilung der Sinne gewissermaßen willkürlich erfolgt, oder, wie SEAN DAY (1996: 5) postuliert: „These divisions are quite arbitrary and heavily reflect cultural biases“. Entsprechend können von Kultur zu Kultur bzw. von Sprache zu Sprache unterschiedliche Einteilungen gefunden oder getroffen werden, wie ein Zitat von CLASSEN (1993: 2) exemplarisch verdeutlicht:

„Some cultures recognize more senses, and other cultures fewer. In Buddhist cultures the mind is classified as a sixth sense. The Hausa of Nigeria divide the senses into two, with one term for sight and one for all the other senses“.

Fokussiert man nur auf eine Einzelsprache, bleibt die Willkür der Sinneseinteilung jedoch bestehen. Dementsprechend werden sogar die – für unsere Kultur – klassischen „fünf Sinne“ (Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Tasten; vgl. GRIMM 1948: 2) von einigen der hier behandelten Autoren ähnlich, jedoch unterschiedlich differenziert, festgelegt:

„Ullmann, Abraham, Baumgärtner und Day sind sich einig über die Einführung eines Wärme- oder Temperatursinns. Abraham verzichtet auf Geruch, führt dagegen als zusätzliche unterteilende Kategorien außer Temperaturempfindung noch Feuchtigkeitsempfindung und Rauigkeitsempfinden ein und differenziert darüber hinaus nach Viskosität, Dichte, Oberfläche und Form, Baumgärtner differenziert ausgehend vom sprachlichen Bestand den Gesichtssinn nach Licht und Farbe und nennt, was den Tastsinn angeht, als weitere ‚taktile Bereiche‘ Oberfläche, Form und Konsistenz. Und Day schlägt zudem vor, Schmerzempfinden separat zu betrachten“ (GROSS 2002: 76f.).

Auch wenn zuvor eine Trennung der linguistischen Perspektive von der naturwissenschaftlichen Betrachtung vorgenommen wurde, ist letztere bei der Sinneseinteilung keineswegs zu vernachlässigen. Allerdings existiert auch hier keine einheitliche Sichtweise und die Kriterien differieren:

„Geht man von den wahrgenommenen Objekten oder Eigenschaften aus? Von der anatomischen Festlegung auf Organe? Von der Art des auslösenden Reizes? Der Art der Rezeptoren, der Qualität der Eindrücke oder Empfindungen – oder den mit den Wahrnehmungen verknüpften inneren Erfahrungen?“ (GROSS 2002: 75).

Vom Standpunkt der Naturwissenschaften aus, kann sogar hinterfragt werden, inwieweit Wahrnehmung überhaupt kategorial erfolgt. Da die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise mehr und mehr dazu tendiert, dass die menschliche Wahrnehmung als Kontinuum verstanden werden muss, in dem eine genaue Abgrenzung der verschiedenen Wahrnehmungsbereiche nicht möglich ist,

kann eine immer feinere Aufteilung (bis hin zur Auflösung) vorgenommen werden. (Siehe hierzu: CLASSEN (1993: 63), GOLDSTEIN (2002: 86)).

„Allerdings stellt sich hier die Frage, inwieweit eine vom Ungenügen der Einteilung in die fünf Sinne angeregte weitere Domänendifferenzierung tatsächlich Erkenntnisgewinne bringt“ (GROSS 2002: 78). Im Hinblick auf die Handhabbarkeit sollte darauf geachtet werden, dass die Anzahl der Kategorien überschaubar bleibt. Ansonsten dürfte gelten: Je differenzierter die Unterteilung der Wahrnehmungsbereiche, desto komplizierter gestalten sich Forschung und Ergebnisse. Es sollte vor allem deutlich geworden sein, dass es nicht die Einteilung der Sinne gibt. Um aber überhaupt zu Erkenntnissen zu gelangen, ist eine Festsetzung der Sinneskategorien unumgänglich. Aus diesem Grund wird hier a priori die Einteilung von JOSEPH M. WILLIAMS zugrunde gelegt, die auf den klassischen fünf Sinnen basiert und zu einem späteren Zeitpunkt detaillierter erörtert wird (vgl. Kapitel 3.1.2.).

Im Hinblick auf synästhetische Metaphern geht der Fokus jedoch über parallele Realisierungen der Sinneskategorien (ergo des Sinnesvokabulars) in verschiedenen Sprachen hinaus. Es stellt sich vor allem die Frage, wie Ausdrücke den jeweiligen übergeordneten Kategorien zuzuweisen sind. Dies betrifft die zweite Implikation. Betrachten wir beispielsweise das Adjektiv *süß*, dessen „Mehrdeutigkeit eine Zuordnung zu verschiedenen Sinnesgebieten erlaubt“ (SCHRADER 1969: 16). Wie lässt sich feststellen, ob eine attributive Fügung der Form *süßer Ton* wirklich als synästhetische Metapher zu bezeichnen ist bzw. wie kann das Adjektiv *süß* einer ursprünglichen Sinnesdomäne zugeordnet werden? Hierbei werden zwei unterschiedliche Herangehensweisen der Autoren relevant, die als diachronisch vs. synchronisch zu bezeichnen sind. Eine diachronische Vorgehensweise kann eine Zuordnung der Adjektive auf historischer Basis vornehmen. Bezeichnete beispielsweise *süß* zu einem früheren Zeitpunkt nur die Geschmacksdimension und erfuhr erst später eine Bedeutungsextension, so kann recht eindeutig von einem Übergang synästhetischer Ausdrücke gesprochen werden. Während einige Studien entsprechend vorgehen und auf einer diachronisch orientierten Betrachtungs- und Vorgehensweise basieren, betonen andere Autoren wie zum Beispiel BAUMGÄRTNER synchronisch, d.h. „allein mit dem Blick auf die heute geltenden Bedeutungsgefüge“ (BAUMGÄRTNER 1969: 2), zu analysieren. Es stellt sich die Frage, wie bei letztgenannter Vorgehensweise

eine eindeutige Zuordnung aussehen kann. Hierbei muss betont werden, dass die Einschätzung häufig auf der Basis intuitiven Sprachgebrauchs erfolgt, wobei dies einen weiten Spielraum an Möglichkeiten zulässt.

Eine entscheidende Rolle spielt ebenfalls das Korpus, aus dem synästhetische Metaphern gewonnen werden. Genauer: Welchen sprachlichen Kontext legen die Autoren ihrer Analyse zugrunde, bzw. aus welchem Bereich bedienen sie sich? Hierbei können ebenfalls zwei Tendenzen unterschieden werden: Während Autoren wie ULLMANN (1976) und DAY (1996) sich vornehmlich auf sprachliche Synästhesien innerhalb der Literatur beziehen, setzen sich BAUMGÄRTNER (1969) und ABRAHAM (1987) mit synästhetischen Metaphern in der Alltagssprache auseinander. Problematisch im Hinblick auf die Vergleichbarkeit der Autoren sind unterschiedliche, mit dieser Vorgehensweise zusammenhängende, Annahmen. Auch wenn alle genannten Autoren von synästhetischen Metaphern sprechen, differiert die Art der Fügungen, die sie unter diesem Begriff fassen. So fordern Vertreter der literarischen Vorgehensweise, dass synästhetische Ausdrücke ein gewisses Maß an Innovativität aufweisen müssen (vgl. ULLMANN 1957: 278). Das oben erwähnte Beispiel *süßer Ton* würde somit bei einigen Autoren als synästhetische Metapher gezählt, bei anderen Autoren aufgrund fortgeschrittener Lexikalisierung der Gesamtwendung – unabhängig von sprachhistorischen Wanderscheinungen des Adjektivs *süß* – zurückgewiesen. Analog postuliert GROSS (2002: 80):

„In der Tat akzeptiert Ullmann die Synästhesie ‚weiche Stimme‘, die [...] wiederholt vorkommt (und daher sicherlich in Days Beispielskorpus eine Rolle spielt), nicht einmal als Synästhesie [...], da sie als solche seiner Meinung nach zu sehr verblasst ist“.

Da die vorliegende Arbeit an einer Integration der Ergebnisse interessiert ist, werden beide Herangehensweisen akzeptiert und weiterhin thematisiert. Obwohl deutlich geworden sein sollte, dass Autoren von verschiedenen Prämissen und Vorgehensweisen ausgehen, muss ebenfalls vermerkt werden, dass sie, trotz dieser Differenzen, zu vergleichbaren Resultaten kommen. Entsprechend rückt einmal mehr die Frage nach der potentiellen Universalität des Untersuchungsgegenstandes in das Zentrum der Betrachtung.

2.3. Universalia oder übereinzelsprachliche Tendenzen?

Zunächst sollte betont werden, dass wir uns im Feld der semantischen Universalien befinden, wobei die Semantik lange Zeit die Teildisziplin der Sprachwissenschaft war, „in der man in der neueren Linguistik am wenigsten universale Gesetzmäßigkeiten erwartet hatte“ (HOLENSTEIN 1985: 17). Noch auf der Konferenz von Dobbs Ferry im Jahr 1961, „nach der die im vorangehenden Jahrzehnt wieder angefachte Universalienforschung auf breiter Front durchbrach“ (HOLENSTEIN 1985: 17), postulierte WEINREICH (1963: 42): „The semantic mapping of the universe by a language is, in general, arbitrary, and the semantic 'map' of each language is different from those of all other languages“. Es folgten eine Reihe von Forschungsansätzen, die sich jedoch hauptsächlich der zitierten Meinung anschlossen. Den eigentlichen Beginn der ‚semantischen‘ Universalienforschung markierten BERLIN & KAYS „Basic Color Terms“ (1969), die einen ersten, viel beachteten Schritt wider den sprachlichen Relativismus vollzogen. In der allgemeinen Diskussion um sprachliche Universalien bildete sich eine Vielzahl verschiedener Begriffe und Definitionen heraus, deren Verwendung nicht immer als eindeutig bzw. auch nicht immer als sinnvoll zu bezeichnen ist.

Der Begriff der ‚Universalie‘ soll hier in einem strengen Sinn verstanden werden. Demnach ist eine linguistische Universalie „eine Eigenschaft, die [...] für alle Sprachen [...] gilt“ (HOLENSTEIN 1985: 154). Der verwirrende Begriff der ‚uneingeschränkten Universalie‘ (vgl. GREENBERG / OSGOOD / JENKINS 1963: 258), der auf die Ausnahmslosigkeit einer Universalie referiert, ist bereits Teil des Begriffes ‚Universalie‘ und aus diesem Grund obsolet. Konsequenterweise gilt der Begriff universell nur für ‚echte‘ Universalien. Während man in der Forschung oftmals auf verschiedene Begriffe wie beispielsweise ‚universal implications‘ oder ‚eingeschränkte, Quasi-Universalien‘ trifft (vgl. GREENBERG / OSGOOD / JENKINS 1963: 258), sollen diese Erscheinungsformen im weiteren Verlauf der Arbeit als ‚typologische Implikationen‘ bzw. ‚Frequentalia‘ bezeichnet werden. Zusammengefasst bedeutet dies, dass der Begriff ‚universell‘ nur dann fällt, wenn eine sprachliche Erscheinungsform auch als universell gültig festgestellt werden kann, wobei selbstverständlich beachtet werden muss, dass nicht alle Sprachen auf eine bestimmte universelle Eigenschaft hin untersucht werden können. Aus

diesem Grund können allenfalls Universalien behauptet werden, deren Behauptung jedoch nur so lange gültig ist, bis das Gegenteil nachgewiesen wird. Zugespitzt formuliert HOCKETT (1963: 6): „Hypotheses, about language universals or anything else, are by definition proposals to be knocked down, not beliefs to be defended“. Da de facto nie alle Sprachen untersucht werden können, ergibt sich für die methodische Vorgehensweise der Linguistik, dass eine möglichst große repräsentative Stichprobe gezogen werden muss, um eine gewisse Validität sicherzustellen.

Aus dieser Prämisse resultieren bereits mehrere Einschränkungen für das Phänomen der synästhetischen Metapher. Da sich die Vorgehensweise der meisten Autoren, die sich mit diesem Thema beschäftigt haben, entweder auf rein einzelsprachliche Untersuchungen beschränkt (vgl. BAUMGÄRTNER) oder ihre Analysen nur eine sehr geringe Stichprobe umfassen, können über die synästhetische Metapher zum jetzigen Forschungsstand in keinem Fall universelle Aussagen gemacht werden.⁴ Dem entspricht, dass die vornehmlich untersuchten Fügungen (Adjektivkonstruktionen) als nicht universell anzusehen sind (vgl. Kapitel 2.1., S.5). Ebenfalls muss betont werden, dass bereits die – für synästhetische Ausdrücke grundlegende – Versprachlichung der Sinneswahrnehmung in den Sprachen der Welt variiert (vgl. GODDARD 2001: 1201). Beispielsweise behauptet GODDARD (2001: 1201):

„Indeed, it might seem unlikely that ANY complex meaning – no matter how solidly based in experience it may appear – will be present in precisely the same shape (i.e. identical in every single detail) in all languages“.

Wenn also keine lexikalischen Universalien im Bereich des Wahrnehmungsvokabulars angenommen werden können, stellt sich die Frage, wie dennoch übereinzelsprachliche Tendenzen gefunden werden können. In diesem Zusammenhang muss erneut auf die potentielle Übereinstimmung hinsichtlich der Übergänge hingewiesen werden.

⁴ Beispielsweise beruht ULLMANN'S Postulat diverser „panchronische[r] Tendenzen in der Synästhesie“ (ULLMANN 1967: 245) keinesfalls auf einer systematischen sprachlichen Analyse. Aus diesem Grund soll der Begriff *panchronisch*, eine „von Saussure [1916] verwendete Bezeichnung für eine sprachwissenschaftliche Betrachtungsweise, die sich auf zeitübergreifende, keiner Entwicklung unterworfenen Regularitäten bezieht“ (BUSSMANN 2002: 493), im weiteren Verlauf der Arbeit nicht erscheinen.

3. Übereinzelsprachliche Tendenzen bei synästhetischen Metaphern

3.1. Wegbereitende Untersuchungen

Um der Ausarbeitung übereinzelsprachlicher Tendenzen eine Systematik zu geben, scheint es sinnvoll, ein Fundament zu errichten, auf dem relevante Ergebnisse aufbauen. Hierzu bietet sich die Darstellung zweier Untersuchungen an. Diese sind als wegweisend zu bewerten, da sich nahezu alle weiteren Studien an ihren Ergebnissen orientieren: Die betreffenden Arbeiten stammen von STEPHEN ULLMANN (1957 und 1963) und JOSEPH M. WILLIAMS (1976). Des Weiteren dient die Darstellung dem Zweck, differierende Herangehensweisen (vgl. Kapitel 2.2) exemplarisch darzustellen, gegebenenfalls zu kritisieren und deren unterschiedliche Implikationen zu demonstrieren. Es überwiegt die Intention eine Grundlage zu schaffen, so dass nicht jedes Detail der Untersuchungen hier Erwähnung finden kann und soll.

3.1.1. Stephen Ullmann

STEPHEN ULLMANN untersucht in seinem Werk „The principles of semantics“ (1957) synästhetische Metaphern im Hinblick auf universelle Gesetzmäßigkeiten. Die Ergebnisse greift er in seinem Beitrag anlässlich der Konferenz von Dobbs Ferry erneut auf und postuliert: „Synaesthesia [...] is [...] quite possibly a universal form of metaphor (ULLMANN 1963: 192). Entsprechend besteht ULLMANNs Ziel darin, Regularitäten des Überganges zwischen Sinnesmodalitäten zu skizzieren. Hierbei geht es ihm vor allem um die Ausarbeitung statistischer Tendenzen. Er betont:

„Such regularities as we may hope to detect are bound to be of the statistical variety: they will give no information concerning any single transfer, but may say something about the general movement and dynamism of these processes“ (ULLMANN 1957: 276).

Im Hinblick auf die Übergänge wurde bereits gesagt, dass diese nur dann sinnvoll sind, wenn separate Sinnesbereiche angenommen werden. Zu diesem Zweck bedient sich ULLMANN (1957: 278) der „traditional sense-categories“. Zusätzlich

nimmt er eine Unterteilung in Temperatur- und Tastsinn vor.⁵ Seine These potentieller Universalität versucht ULLMANN mittels einer Analyse gesammelter synästhetischer Metaphern zu verifizieren. Diese Metaphern definiert er als „special kind of name transfer through association between the senses“ (ULLMANN 1957: 277). Ein Wort, das sich zunächst nur auf eine Sinneskategorie bezieht, ändert oder erweitert aufgrund von Ähnlichkeitsbeziehungen der Wahrnehmungsmodi seine Bedeutung. Dementsprechend scheint auch ULLMANN implizit die Verankerung synästhetischer Ausdrücke in der Wahrnehmung anzunehmen. Im Hinblick auf seine Analyse bedient er sich der Werke französischer und englischer Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, wobei er lexikalisierte Wendungen wie *weiche Stimme* oder *süßer Ton* unberücksichtigt lässt (vgl. ULLMANN 1957: 278). Demnach ist sein Korpus ausschließlich der literarischen Sprache entnommen, was er wie folgt begründet: „Ordinary language contains a certain number of synaesthetic transfers, but not enough for our purpose“ (ULLMANN 1957: 276). Tatsächlich weist besonders der Bereich der Lyrik eine hohe Anzahl an Metaphern und unterschiedliche Formen innovativen Sprachgebrauchs auf. Jedoch können dieser Methode einige Einschränkungen entgegengehalten werden. Pointiert formuliert GROSS (2002: 70):

„Angesichts dessen, daß Ullmann an allgemein für Sprache gültigen Aussagen gelegen ist, ist es allerdings erstaunlich, daß er seine Beispiele lediglich aus dem literarischen Bereich und nicht aus der Umgangssprache bezieht [...]“.

Ferner betont BAUMGÄRTNER (1969: 4), „daß künstlerische Synästhesie nicht repräsentativ sein kann für den synästhetischen Zustand einer Sprache überhaupt“. An späterer Stelle äußert er sich – seine Auffassung noch präziser vertretend – explizit gegen die Vorgehensweise ULLMANNs, indem er anführt:

„Was hier methodisch im argen liegt, ist die Setzung des punktuellen Sprachgebrauchs für die volle Potentialität der Sprachbeherrschung, überkreuzt von der Setzung des Vorkommens in einem dichterischen Text als volle standardgemäße Verträglichkeit“ (BAUMGÄRTNER 1969: 5).

Jedoch ist sich ULLMANN selbst der begrenzten Aussagekraft seiner Daten bewusst und betont: „Naturally, the enquiry will have to be considerably broadened, and extended from literary style to ordinary language, before we can begin to generalize“ (ULLMANN 1963: 192).

⁵ Erneut wird hier die Willkür über den Auflösungsgrad der Wahrnehmung deutlich.

ULLMANNS Vorgehensweise ist weiterhin als synchronisch zu bezeichnen. Hierbei stellt sich erneut die Frage, nach welchen Kriterien synästhetische Ausdrücke ihrer Ausgangs- oder Geberdomäne zugeordnet werden können. Eine solche Zuordnung ist nicht ganz unproblematisch (vgl. Implikation II, Kapitel 2.1), wird aber im Hinblick auf synchronische Vorgehensweisen weiterhin Thema sein. An späterer Stelle sollen mögliche Legitimierungen dieser Methode diskutiert sowie alternative Möglichkeiten aufgezeigt werden (vgl. Kapitel 5.1.1 und 5.1.2.).

ULLMANNS Methode soll nun anhand eines konkreten Beispiels – der Analyse synästhetischer Metaphern von JOHN KEATS – illustriert werden.

Hierbei werden ausgewählte Metaphern in ein rechteckiges Schema eingeordnet. Zudem positioniert ULLMANN die genannten sechs Sinneskategorien auf beiden Achsen (vgl. Abbildung 1).

Abbildung 1):

Zielbereich

	Touch	Heat	Taste	Scent	Sound	Sight	Total	
Ausgangs- Bereich (Quelle)	Touch	-	1	-	2	39	14	56
	Heat	2	-	-	1	5	11	19
	Taste	1	1	-	1	17	16	36
	Scent	2	-	1	-	2	5	10
	Sound	-	-	-	-	-	12	12
	Sight	6	2	1	-	31	-	40
	Total	11	4	2	4	94	58	173

vgl. ULLMANN (1957: 281)

In der Rubrik ‚Total‘ lässt sich die absolute Anzahl der jeweiligen Sinnesdimensionen (Randverteilung) ablesen. Die vertikale Achse bezeichnet den Ausgangsbereich der synästhetischen Metaphern, die horizontale Achse die Zieldimension. Bilden wir beispielsweise eine Metapher der Form *weiche Stimme* (auch wenn diese bei ULLMANN aufgrund der fortgeschrittenen Lexikalisierung gar nicht als solche in die Analyse miteinbezogen würde, vgl. S.15), so stellt das Adjektiv mit der Bedeutung ‚weich‘ den taktilen Ausgangsbereich dar, der auf die akustische Domäne übertragen wird. Diese synästhetische Metapher würde in der

Zelle aufgelistet, in welcher sich die fett gedruckte Zahl (39) befindet. Relevant und auf den ersten Blick auffällig ist die Tatsache, dass die Metaphern nicht in allen Bereichen gleich häufig vorkommen und somit wohl nicht zufällig verteilt sind. Vielmehr scheinen bestimmte Kombinationen besonders häufig aufzutreten. In ULLMANNs (1957: 280) Worten:

„It becomes noticeable at once that thirty theoretically possible categories (five destinations from each of the six sources) are not all on the same footing, some being exceedingly rare, others invariably frequent“.

Obwohl ULLMANNs Analysen sowohl die Beschränkung auf den rein literarischen Sprachgebrauch als auch die begrenzte Anzahl untersuchter Sprachen (Englisch, Französisch und einige ungarische Beispiele) vorgeworfen werden kann, kommt er dennoch zu Ergebnissen, „die eine Richtung weisen“ (BAUMGÄRTNER 1969: 5).

So lassen sich aus seinen Analysen drei zentrale Tendenzen extrahieren:

„(1) transfers from the lower to the more differentiated senses were more frequent than those in the opposite direction: over 80 % of a total of 2.000 examples showed this ‘upward’ trend;
(2) touch was in each case the largest single source; and
(3) sound is the largest single recipient“ (ULLMANN 1963: 192).

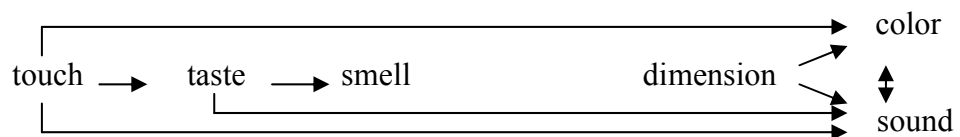
Nicht nur weil ULLMANNs Untersuchungen zu einem sehr frühen Zeitpunkt stattfanden, sondern auch mit der Begründung, dass sie maßgeblich viele nachfolgende Autoren beeinflussten, werden die genannten Tendenzen im weiteren Verlauf der Arbeit erneut aufgegriffen und einer genaueren Analyse unterzogen. Zuvor rückt jedoch der zweite Wegbereiter in das Zentrum der Betrachtung.

3.1.2. Joseph M. Williams

Ausgehend vom Titel seiner Studie „synaesthetic adjectives“ kann bereits geschlossen werden, dass sich WILLIAMS – in Übereinstimmung mit der prototypischen Form synästhetischer Metaphern (vgl. Kapitel 2.1., S.5) – auf Adjektive konzentriert. Auch er nimmt an, dass sich der Übergang eines synästhetischen Adjektivs von einer Sinneskategorie zur nächsten nicht zufällig vollzieht, sondern bestimmten Gesetzmäßigkeiten unterworfen ist, wie in seinen Aussagen „a possible law of semantic change“ (WILLIAMS 1976: 461) bzw. „highly regular diachronic movement among the meanings“ (WILLIAMS 1976: 463) deutlich wird. Entsprechend will WILLIAMS in erster Linie die vermuteten Gesetzmäßigkeiten,

welche dem Übergang eines Adjektivs zwischen verschiedenen Wahrnehmungsmodi zugrunde liegen, für das Englische nachweisen. In einem zweiten Schritt geht es ihm jedoch auch um eine Ausweitung seiner Thesen auf andere Sprachen. Es gilt zu betonen, dass er – im Unterschied zu ULLMANN – eine diachronische Position einnimmt. Diese Perspektive spiegelt sich ebenfalls in seiner Methodenwahl wider. Im Hinblick auf die englische Sprache vergleicht er Wörterbucheinträge, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten geschrieben wurden. Dabei zieht er eine breite Auswahl an Werken heran: Sowohl aktuelle Wörterbücher als auch das Old English Dictionary (OED) und das Middle English Dictionary (MED) dienen als Datengrundlage. Anders als ULLMANN ist es ihm somit möglich, Adjektive ihrer Ursprungsbedeutung zuzuordnen. Auf der Grundlage seiner diachronischen Analyse konstruiert WILLIAMS ein Schema möglicher Übergangsrichtungen, wobei er betont: „If a lexeme metaphorically transfers from its earliest sensory meaning to another sensory modality, it will transfer according to the schedule shown in Figure [2]“ (WILLIAMS 1976: 463).

Abbildung 2):



vgl. WILLIAMS (1976: 463)

Wie aus dem Schema ersichtlich, nimmt auch WILLIAMS eine Unterteilung der Sinneskategorien in Anlehnung an die klassischen fünf Sinne vor, welche für den weiteren Verlauf der Arbeit übernommen werden soll:

Neben der Einteilung in Tastsinn (TOUCH)⁶, Geschmackssinn (TASTE), Geruchssinn (SMELL) und Hörsinn (SOUND) zergliedert WILLIAMS den visuellen Sinn in zwei Subkategorien: Er differenziert Farbwahrnehmung (COLOR) und Dimension, also die Anordnung bestimmter Dinge im Raum, z.B. Abstände, Höhe und Tiefe. Bezüglich der Dimensionsadjektive muss bereits an dieser Stelle auf den problematischen Sachverhalt hingewiesen werden, dass diese

⁶ Im weiteren Verlauf der Arbeit werden englische Kategoriebezeichnungen zur besseren Erkennbarkeit in Großbuchstaben geschrieben.

als hochgradig polysem zu bezeichnen sind (vgl. HUNDNURSCHER / SPLETT 1982: 44).⁷ Entsprechend können insbesondere im Hinblick auf diese Kategorie Probleme bei der Zuweisung einer Ausgangsmodalität antizipiert werden (vgl. Implikation II, Kapitel 2.1).

Wenden wir uns aber zunächst erneut WILLIAMS Schema zu, welches als Ausgangsbasis bzw. grundlegende Hypothese fungierend folgende Informationen impliziert:

- „(1) If a touch-word transfers, it may transfer to taste (sharp tastes), to color (dull color), or to sound (soft sounds). With one exception (sharp angles), tactile words do not shift to visual dimension or directly to smell.
- (2) Taste-words do not transfer back to tactile experience or forward to dimension or color, but only to smell (sour smells) and sounds (dulcet music).
- (3) There are no primary olfactory words in English (i.e. none historically originating in the area) that have shifted to other senses,
- (4) Dimension lexemes transfer to color (flat color) or to sound (deep sounds). [...]
- (5) Color-words may shift only to sound (bright sounds).
- (6) Sound-words may transfer only to color (quiet colors)” (WILLIAMS 1976: 464).

Ausgehend von seinem Schema, das eindeutig auf der Grundlage einer einzelsprachlichen Analyse (des Englischen) beruht, prüft WILLIAMS nun die Übereinstimmung sämtlicher englischer Adjektive mit der zugrunde liegenden Hypothese. Um seine Vorgehensweise an dieser Stelle besser nachvollziehen zu können, soll diese anhand des Beispiels *sour* dargestellt werden.

Abbildung 3):

	TOUCH	TASTE	SMELL	DIMENSION	COLOR	SOUND
<i>sour</i>		1000	1340			W3

vgl. WILLIAMS (1976: 467)

Gemäß dieser Tabelle hat das Adjektiv *sour* einen metaphorischen Übergang zwischen drei Sinneskategorien vollzogen. Der früheste Eintrag, den WILLIAMS bezüglich dieses Begriffes im OED gefunden hat, stammt aus dem Jahr 1000. Zu diesem Zeitpunkt bezeichnete das Adjektiv *sour* einzig die Dimension Geschmack. Demnach ist TASTE die dem Begriff *sour* ursprünglich zugrunde liegende Kategorie. Im zweiten Eintrag für das Jahr 1340 ist nun eine metaphorische Übertragung zu vermerken, indem *sour* nun auch die Wahrnehmungskategorie Geruch bezeichnet. Hier hat gemäß WILLIAMS eine

⁷ Vgl. z.B. hoher Berg, hoher Rang, hohe Verschuldung, hohe Stimme etc.

intersensorische Übertragung stattgefunden. Im letzten Schritt verzeichnet WILLIAMS die Bedeutungserweiterung von TASTE zu SOUND, wobei dieser Eintrag, der aus Webster's Third stammt, undatiert ist. WILLIAMS sieht in diesem Beispiel seine These bestätigt und betont: „The two transfers of sour, first to smell and then to sound, observe the rule” (WILLIAMS 1976: 467).

Auf Basis dieser Vorgehensweise kommt WILLIAMS für das Englische zu folgendem Ergebnis: „There are 54 correct transfers in 65 cases, or 83% agreeing with the prediction“ (WILLIAMS 1976: 464). Für die Fälle, die seiner Annahme widersprechen, wie z.B. der Übergang von „taste to touch: eager, tart“ (WILLIAMS 1976: 464) findet er ebenfalls eine Erklärung: „If a lexeme transfers against the predicted pattern, that new meaning does not tend to maintain itself in what I shall loosely term ‘Modern Standard English’“ (WILLIAMS 1976: 464).⁸ Unter Berücksichtigung dieser Tatsache kommt WILLIAMS (1976: 464) demnach sogar auf ein noch besseres Resultat: „If we add this refinement to the generalization, then 63 of the 65 cases follow the prediction, or 97% of the instances”.

Analog zu ULLMANN widerspricht WILLIAMS somit der Behauptung eines völlig zufälligen Übergangs der synästhetischen Metaphern. Er erwähnt an dieser Stelle die prinzipiell unbegrenzte Anzahl der verschiedenen Kombinationsmöglichkeiten und deren Richtungen, indem er folgenden Test anführt:

„In a forced choice test, 25 undergraduates displayed a high level of agreement (90% +) on the meaning of metaphors such as loud heights (high or low?), sour blades (sharp or dull?), and quiet angles (acute or abstruse?)” (WILLIAMS 1976: 465).

Hieraus zieht WILLIAMS eine eindeutige Konsequenz: „Since such metaphors can be understood, there seems to be no principal reason for them not to develop. But except in poetry, they do not” (WILLIAMS 1976: 465).

Auch der Vorgehensweise von WILLIAMS können einige Kritikpunkte entgegengebracht werden. Bezüglich seiner Methode stellt sich demnach die Frage, inwieweit die Wörterbucheinträge, auf die er seine Analyse stützt, zuverlässig sind. In diesem Zusammenhang kritisiert JEAN AITCHISON (1997: 15)

⁸ Tatsächlich weisen beide Adjektive in einer aktuellen Ausgabe des OALD (Oxford advanced learner's dictionary of current English) keine taktile Bedeutung auf. Das Adjektiv *eager* bedeutet: „very interested and excited by sth that is going to happen or about sth that you want to do” (HORNBY 2005: 480). Entsprechend ist überhaupt keine Bedeutung aus dem Wahrnehmungsbereich mehr gegeben. Das Adjektiv *tart* bedeutet laut OALD: „having an unpleasant sour taste“ (HORNBY 2005: 1570), tritt also nur in der Geschmacksbedeutung auf.

wie sehr „Wörterbücher der Sprache hinterherhinken“. Auch WILLIAMS selbst bemerkt:

„What must be immediately acknowledged, of course, is the uncertain reliability of the dates cited in the OED and the somewhat less uncertain dates of the MED. And even for those that may be first occurrence in written texts, it is certain that many had occurred in speech long before they appeared in writing or print” (WILLIAMS 1976: 474).

Insgesamt sind WILLIAMS Ansprüche durchaus hoch, so postuliert er bezüglich seiner Ergebnisse: „It qualifies as a testable hypothesis in regard to future semantic change in any language“ (WILLIAMS 1976: 461). Hierbei übersieht er jedoch, dass seine Art der Analyse nicht nur die Verschriftlichung der jeweiligen Einzelsprache voraussetzt, sondern auch eine genaue Datierung der Einträge fordert. Übereinzelsprachliche Tendenzen können mittels einer analogen Methode also nur sehr eingeschränkt untersucht werden. Da WILLIAMS diachronisch d.h. mit Blick auf Jahrhunderte andauernde Prozesse arbeitet, stellt sich die Frage, inwieweit seine Ergebnisse auch Aufschluss über aktuelle Sprachverwendung geben können. Hierzu merkt GROSS (2002: 77) kritisch an:

„In welchem Maße und bis zu welchem Punkt sollte die Etymologie im Repositorium der Sprachverwendung eine Rolle spielen? Wem ist bei der Formulierung ‚eine schöne Komposition‘ noch bewußt, daß ‚schön‘ sich ursprünglich auf den Gesichtssinn bezieht? Die Etymologie würde diese Kombination als Synästhesie ausweisen, den ‚hellen⁹ Ton‘ hingegen nicht“.

Analog schließt RAKOVA (2003: 13): „Historical considerations are irrelevant to the study of what and how words mean presently“. Ihre Position noch kritischer vertretend, wirft sie der historischen Betrachtungsweise sogar vor: „Etymological considerations often conflict with, rather than support, one’s idea of what is literal“ (RAKOVA 2003: 13). Parallel bemerkt YU: „Williams (1976) restricts himself to the study of synaesthetic adjectives that are dead metaphors“ (YU 1992: 21). Auch diesen Einwänden soll zu einem späteren Zeitpunkt ausführlichere Beachtung geschenkt werden.

Da WILLIAMS durchaus an generalisierenden Aussagen gelegen ist, versucht er neben dem Englischen auch in anderen Sprachen parallele Entwicklungen ausfindig zu machen. Die Untersuchung des Japanischen fordert – aufgrund der oben erwähnten Problematik – eine alternative Vorgehensweise:

⁹ Gemäß KLUGE (1999: 368) geht das Adjektiv *hell* auf das althochdeutsche *hellan* ‘tönen, klingen’ zurück: „Das Wort bedeutet also zunächst ‘tönend’, dann ‘schallend, laut’ und wird dann übertragen auf Gesichtseindrücke [...]“ (ebd.).

„Unfortunately, Japanese does not have a reference work like OED for English [...]. But Kōjien, one of the standard Japanese dictionaries, does list its entries in a roughly historical order“ (WILLIAMS 1976: 470).

Neben der Verwendung des Wörterbuchs erweitert er seine Methode, indem er das Wissen von Muttersprachlern des Japanischen einbezieht: „Thus ōki ‘large’, is not cited in Kōjien as an acoustic word; but my informants judge it to be acceptable as meaning ‘loud’“ (WILLIAMS 1976: 471).

Des Weiteren stützt sich WILLIAMS auf indoeuropäisches Datenmaterial von BUCK und POKORNY (1959), welches jedoch nicht primär adjektivisch orientiert ist. In diesem Kontext merkt WILLIAMS (1976: 470) jedoch selbst kritisch an: „Obviously, very little can be inferred from such a small sample“. Demnach können allenfalls einige Beispiele seine These stützen. Insgesamt sieht er jedoch seine Annahmen bestätigt.

3.2. Ergebnisse

Wie angekündigt sollen die von ULLMANN und WILLIAMS erarbeiteten Hypothesen erneut Erwähnung finden. Der Fokus liegt auf einer Übersicht vergleichbarer Ergebnisse, auf deren Basis bestimmte übereinzelsprachliche Möglichkeiten in Betracht gezogen werden können. Hierbei werden sowohl synchronisch als auch diachronisch ermittelte Ergebnisse integriert, da angenommen wird, dass die Übereinstimmungen beider Vorgehensweisen die Anzahl der Abweichungen einzelner Beispiele (vgl. z.B. erneut *hell*) übertreffen. Im Hinblick auf eine synthese stiftende Zusammenschau geht es darum, die Hypothesen der Autoren anhand weiterer Untersuchungen zu untermauern bzw. zu hinterfragen. Zu diesem Zweck werden neben Darstellungen, die explizit übereinzelsprachliche Tendenzen thematisieren, ebenfalls einzelsprachliche Arbeiten herangezogen. Hierbei muss erneut betont werden, dass eine detaillierte Darstellung der jeweiligen Studien nicht geleistet werden kann und soll. Wo es jedoch notwendig erscheint, wird kurz auf die Vorgehensweise eingegangen. Parallel werden relevante Erkenntnisse extrahiert und anschließend in einem synthetischen Modell dargestellt. Zudem wird an einigen Stellen eine eigene Analyse von Wörterbucheinträgen verschiedener Sprachen einbezogen. Diese soll die Hypothesen ergänzen und auf eine breitere Datenbasis stellen. Zur besseren

Übersicht liegen die Sprachbeispiele ebenfalls in Tabellenform zusammengefasst vor (vgl. Kapitel 8: Anhang).

Hinsichtlich der Terminologie gilt es zu betonen, dass synästhetische Ausdrücke (synchronisch betrachtet) Polysemien darstellen. Da sich bei einer synchronischen Analyse die Bestimmung der Ausgangsbedeutung und somit der Übergangsrichtung als schwierig herausstellt, dürfte bei dieser Betrachtung konsequenterweise nur von synästhetischen Polysemien, nicht aber von Metaphern gesprochen werden. Diese Differenzierung sollte in Erinnerung behalten werden, auch wenn sie bei sämtlichen Autoren, die im weiteren Verlauf der Arbeit Erwähnung finden, vernachlässigt wird.

Problematisch gestaltet sich erneut die Interdisziplinarität der Thematik Synästhesie. Aus diesem Grund soll im Folgenden explizit darauf hingewiesen werden, wenn die Argumentation den Bereich der Linguistik verlässt und ein (bei vielen Autoren durchaus nahtloser) Übergang zur Physiologie oder Wahrnehmungspsychologie stattfindet. Um der bevorzugten Trennung von sprachwissenschaftlichen und andersfachlichen Aussagen gerecht zu werden, erfolgt eine Auseinandersetzung mit biologischen bzw. physiologischen Grundlagen erst im späteren Verlauf der Arbeit (vgl. Kapitel 4.1.).

Zuvor werden vier Tendenzen untersucht, die sich aus den Aussagen der zwei Autoren ableiten. Die ersten drei Thesen sind eng miteinander verbunden und gehen auf ULLMANNs richtungweisende Untersuchungen zurück.

1. Es besteht ein Übergang vom allgemeinen zum speziellen Sinn.
2. Der Tastsinn ist vornehmlich ‚originär‘ besetzt (und Hauptgeber).
3. Der Hörsinn ist vornehmlich ‚synästhetisch‘ besetzt.
4. Geruchswörter sind selten ‚originär‘, sondern meistens ‚synästhetisch‘ besetzt.

3.2.1. Es besteht ein Übergang vom allgemeinen zum speziellen Sinn

Wie erwähnt, plädiert ULLMANN (1957: 280) für eine hierarchische Verteilung seiner Daten: „Transfers tend to mount from the lower to the higher reaches of the sensorium, from the less differentiated sensations to the more differentiated ones, and not *vice versa*“. Dieses Postulat einer Hierarchie ist vielfach von anderen

Autoren aufgegriffen worden (vgl. z.B.: TSUR 1992, SHEN 1997a und b). Problematisch – sowohl bei ULLMANN als auch bei anderen Verfassern, die hierarchische Übergänge annehmen – ist die immanente Bewertung der Sinnesqualitäten, die a priori festgelegt wird. Diese Wertung ist meist nicht linguistischen Ursprungs, sondern in irgendeiner Form naturwissenschaftlich oder auch nur intuitiv begründet. Wahlweise findet man in der Terminologie ‚höhere vs. niedere Sinne‘, ‚differenzierte vs. undifferenzierte‘ oder ‚Nah- und Fernsinne‘ (vgl. auch obiges Zitat). Es sei darauf hingewiesen, dass verschiedene Kriterien für die Rangordnung der Sinne herangezogen werden können. Beispielsweise kann die Einteilung in Nah- und Fernsinne auf neurologische Paradigmen zurückgeführt werden (vgl. CYTOWIC 2002: 14). Problematisch wird es dann, wenn die zugrundeliegenden Kriterien zwar vorausgesetzt, nicht aber definiert werden.

Während die Unterteilung in Nah- und Fernsinne gewissermaßen kriterienbasiert ist, muss die normativ bewertende Komponente der Differenzierung ‚niederer vs. höherer‘ Sinn betont werden. Entsprechend impliziert diese Einteilung häufig eine Wertung im Sinne von: niedrig(er) = minderwertiger. Wie variabel diese Rangordnungen sein können und wie sehr kulturell gefärbte Vorannahmen eine Rolle spielen, verdeutlicht CLASSEN (1993: 7): „Sensory orders are not static entities, they change over time just as cultures themselves do“. Die für dieses Kapitel relevante Hierarchie der Sinne führt CLASSEN (1993: 3) auf ARISTOTELES zurück: „The standard ranking, with sight occupying the highest position followed by hearing, smell, taste and then touch, was [...] given its authority by Aristotle“.¹⁰

Die Diskussion zeigt, dass Aussagen bezüglich hierarchischer Tendenzen auf ihre impliziten Grundannahmen überprüft werden sollten. Damit soll nicht gesagt werden, dass derartige Aussagen prinzipiell unbrauchbar sind. Es gilt jedoch zu hinterfragen, welche Kategorien dieser Bewertung zugrunde liegen.

Wenden wir uns nun den konkreten Thesen und Untersuchungen zu:

REUVEN TSUR, der sich mit literarischer Synästhesie und deren kognitiven Grundlagen beschäftigt, postuliert analog zu ULLMANNS Thesen hierarchische synästhetische Übergänge und: „the dominance of the less differentiated sensory

¹⁰ Auch wenn die Hierarchie sensu ULLMANN (vgl. Kapitel 3.1.2) hiervon abweicht, da der Hörsinn den Hauptnehmer darstellt, liegt ihr dennoch dasselbe Bewertungsverhalten zugrunde. So werden auch hier Sehen und Hören als höhere Sinne bewertet (vgl. ULLMANN 1957: 280).

domains upon the more differentiated ones (TSUR 1992: 247)“. Von dieser Hierarchie ausgehend, differenziert er zwischen „marked and unmarked intersense transfers“ (TSUR 1992: 248):

„When you speak of the 'higher', more differentiated sense in terms of the 'lower', less differentiated sense (that is when you transfer *upwards*) it is the *unmarked* transfer. When you speak of the 'lower', less differentiated sense in terms of the 'higher', more differentiated sense (that is you transfer *downwards*), it is the *marked* transfer“ (TSUR 1992: 248).¹¹

Parallel leitet er folgende Hypothese ab:

„From the foregoing one might predict that phrases like *soft sounds, warm sounds, soft colors, warm colors* would be judged as more natural than e.g. *loud touch, loud temperature, green touch, green temperature*“ (TSUR 1992: 248).

Entsprechendes postuliert YESHAYAHU SHEN (1997a und b), der demonstrieren will, dass auch literarische Sprache konzeptuellen Beschränkungen unterliegt: „The reason for the higher frequency of low to high mapping, across contexts, is that this structure is more natural, from a cognitive point of view, than its inverse (SHEN 1997b: 171)“. Bezüglich der Formulierung „low to high mapping“, stellt sich erneut die Frage, welche Kriterien der Bewertung der Sinne zugrunde liegen. Während TSUR an keiner Stelle eine Begründung für seine Wertung liefert, stellt bei SHEN der direkte Kontakt eines Sinnes mit seinem Wahrnehmungsgegenstand (also ein biologischer Nachweis) das distinktive Merkmal dar: „Lower modalities exhibit direct contact (e.g. touch and taste, and to some lesser extent scent) while higher modalities (sight and sound) exhibit no such contact“ (SHEN 1997a: 54). Das zentrale Anliegen von SHEN besteht darin, die Hierarchie bzw. das „low to high mapping“ experimentell zu belegen. Zu diesem Zweck formuliert er unter anderem zwei Hypothesen:

- „1) The 'low to high' mapping represents a structure that will be judged as more natural than its inverse;
- 2) The 'low to high' structure will be better recalled than its inverse“ (SHEN 1997b: 174).

Diese Thesen möchte SHEN anhand des Hebräischen verifizieren. Um seine Vorgehensweise zu illustrieren, erfolgt eine kurze Darstellung derselben:

¹¹ Seine Definition von Markiertheit korrespondiert mit sprachwissenschaftlichen Begriffsbestimmungen (vgl. z.B. GREENBERG 1966: 73, BUSSMANN 2002: 419). Zudem ist anzumerken, dass der Verlauf vom Konkreten zum Abstrakten eine generelle Eigenschaft der Metapher darzustellen scheint (vgl. z.B. LAKOFF / JOHNSON 1980: 94, SHEN 1997b: 171, ULLMANN 1963: 191).

Im ersten Experiment ließ SHEN zwanzig Versuchspersonen synästhetische Metaphern im Hinblick auf ihre ‚Natürlichkeit‘ bewerten. Die Metaphern wurden in Paaren präsentiert und waren wie folgt aufgebaut:

„Each pair [consists] of a synaesthesia taken from a Hebrew poem (e.g., ‘a cold light’) and a counterpart consisting of the same modalities but reflecting the opposite directionality (‘a light coldness’)” (SHEN 1997b: 174).

Bevor die Versuchspersonen eine Wertung vornahmen, wurde sichergestellt, dass ihnen keine der synästhetischen Metaphern geläufig war. Auf der Basis dieses eher informellen Experimentes (vgl. SHEN 1997b: 174) konnte die erste Hypothese bestätigt werden, da die Beispiele des ‚low-to-high-mappings‘ (oder in TSURS Terminologie die unmarkierten Übergänge) als natürlicher empfunden wurden:

„Out of 620 judgements made by our subjects [...] 453 judgements (73%) conformed to our hypotheses, while only 102 judgements (16,4%) conflicted with it, and 65 judgements (10,4%) were neutral” (SHEN 1997b: 178).

Im zweiten Experiment mussten die Versuchspersonen zwanzig synästhetische Metaphern lesen, die genauso konstruiert waren wie im ersten Experiment. Hierbei las eine Hälfte der Versuchspersonen die ‚low to high version‘ und die andere die ‚high to low version‘. Anschließend wurden sie gebeten, möglichst viele Metaphern, an die sie sich erinnern konnten, aufzuschreiben. Das Ergebnis bestätigte die zweite Hypothese:

„As predicted, the recall for the ‘standard synaesthesia’ was significantly higher than for non-standard and the subjects demonstrated significant enhanced recall for those synaesthesias in which the source represented a sense lower in the hierarchy than the target” (SHEN 1997b: 175).

Insgesamt sieht SHEN seine Thesen verifiziert und schließt auf grundlegende kognitive Mechanismen. Allerdings sollte darauf hingewiesen werden, dass sich SHENS Ergebnisse – wenn auch experimentell erhoben – auf eine Einzelsprache, das Hebräische, beschränken.¹² Zudem ist bedauerlich, dass seine im Original verwendeten Metaphern an keiner Stelle nachzulesen sind. Ein weiterer Kritikpunkt kann bezüglich seiner Klassifizierung der Sinne angebracht werden, da er hier zu biologischen Argumenten übergeht: „The lower the modality, the more direct and immediate is the relation between perceiver and object perceived“

¹² In einer aktuellen Studie bemüht er sich allerdings auch um die Ausweitung seiner Thesen. So ziehen SHEN und AISENMAN in einer Veröffentlichung von 2008 verschiedene Daten aus dem Russischen, Serbokroatischen und Arabischen heran, welche ihre Hierarchie stützen können (vgl. SHEN / AISENMAN 2008: 109). Ebenfalls verweisen sie auf korrespondierende Beispiele im Indonesischen, die bisher unveröffentlicht sind (vgl. SHEN / AISENMAN 2008: 110).

(SHEN 1997b: 172). Auch POPOVA (2005: 399) kritisiert diese Klassifizierung als „speculative explanation“. Zugleich nimmt sie selbst den Übergang vom allgemeinen zum speziellen Sinn durchaus als gegeben an und spricht von „verbal synaesthesia with its well established patterns of metaphoric mappings from lower to higher modalities“ (POPOVA 2005: 395). Diese Hierarchie scheint auch für das Japanische gültig zu sein:

„In Japanese as well (Kusumi, 1988; Sakamoto, 1983), it is reported that an expression is easier [sic] to understand when the modifying direction is ‘upward’ (from lower to higher modalities) than when it is ‘downward’ (from higher to lower modalities)” (SAKAMOTO et al. 2003: 385).

Während bisher das Postulat der Hierarchie relativ weit gefasst war und vor allem zwischen den Polen ‚hoch vs. niedrig‘ differenziert wurde, lassen sich auch konkretere Rangfolgen finden. Eine solche Form der Hierarchie schlägt SEAN DAY (1996) vor, „der Ullmanns Ergebnisse mit Beispielen aus der englischsprachigen Literatur und Thomas Mann weiterführt und präzisiert“ (GROSS 2002: 70). Für das Englische nimmt er folgende regelhafte Übergänge an: „hearing → vision → smell → temp. → taste → touch“ (DAY 1996: 13). Die Hierarchie ist so zu lesen, dass der links stehende Hörsinn durch alle anderen Sinnesmodalitäten ausgedrückt werden kann. Die Verwendung der Pfeile erfolgt somit genau entgegengesetzt zu WILLIAMS Darstellungsweise. Indem DAY ebenfalls deutsche synästhetische Metaphern von THOMAS MANN analysiert, kommt er auf dieser Datengrundlage zu einer – wenn auch nur marginal – anderen Rangfolge: „hearing → smell → vision → temp. → taste → touch“ und betont: „the order of vision and smell are switched around in German“ (DAY 1996: 13). Hierzu merkt GROSS (2002: 70) jedoch kritisch an:

„Daß Day außerdem in Manns Roman deutlich mehr Synästhesien mit Geruch als Geberdomäne findet als im englischen Vergleichskorpus wertet er als kulturellen Unterschied; Thomas Mann LeserInnen mögen geneigt sein, diese Abweichung als Idiosynkrasie des Autors [...] zu werten“.

Erneut wird deutlich, wie sehr die Vorgehensweise der Autoren einen Einfluss auf die Ergebnisse hat. SEAN DAYS Methode, einen einzelnen Schriftsteller als repräsentativ für eine Sprache zu werten, ist zu kritisieren.

Zudem scheint eine Darstellung synästhetischer Übergänge, wie DAY sie favorisiert, wenig geeignet, da sie linear und auf eine Richtung festgelegt ist. Eine feinere Aufschlüsselung der Sinne sowie deren Querbezüge untereinander lässt ein solches Modell nicht zu.

Um diesen Faktoren gerecht zu werden, bietet sich wiederum WILLIAMS Modell (vgl. Abbildung 2, Kapitel 3.1.2.) an, welches breiter angelegt ist. In dieses Schema können ebenfalls die bisherigen Ergebnisse integriert werden. Lässt man die normative Wertung (hoher vs. niederer Sinn) außer Acht, so wird die Hierarchie von allen Autoren durch die ‚Eckpfeiler‘ des Hauptgebers (= Tastsinn) und des Hauptnehmers (= Hörsinn) konstituiert. Wiederum muss auf die enge Verbindung der ersten drei Hypothesen hingewiesen werden. Entsprechend gilt es zu betonen: Wenn hier einer hierarchischen übereinzelsprachlichen Tendenz zugestimmt wird, sollte diese nicht durch a priori angenommene Bewertungen zustande kommen. Die Terminologie ‚hoher vs. niederer Sinn‘ scheint somit obsolet. Falls man dennoch – im Hinblick auf eine Hierarchie – nicht auf diese Klassifikation verzichten will, sollten die Kategorien wie folgt definiert werden:

- Hoch → diejenige Sinnesmodalität, die bei gegebener Einteilung häufiger Nehmer ist
- Tief → diejenige Sinnesmodalität, die bei gegebener Einteilung häufiger Geber ist

Diese Zuweisung sollte erst a posteriori erfolgen.

Wie deutlich wurde, liegt dem hier angenommenen Hierarchieverständnis die von ULLMANN und WILLIAMS vertretene Annahme zugrunde, dass sich einige „Wahrnehmungsdimensionen als besonders sogkräftiger als andere Dimensionen“ (ABRAHAM 1987: 160) erweisen. Diese These teilen sämtliche genannte Autoren, so dass eine übereinzelsprachliche hierarchische Tendenz bestätigt werden kann.¹³ Die Hierarchie gründet sich insbesondere auf den Tastsinn und den Hörsinn, um die es im Weiteren gehen wird.

¹³ Nur ABRAHAM (1987: 160) widerspricht der ersten These und behauptet: „Die Frage nach den prototypischen Formen von synästhetischen Übergängen ist also kurz gesagt zurückzuweisen: es gibt nur schlechthin synästhetische Übertragungen; Präferenzen scheinen sich bestenfalls nach bestimmten idiomatischen Festlegungen anzubieten, nicht jedoch im Hinblick auf das spezifische Differenzierungsgefüge von Gebedimension gegenüber der Forderdimension“. Es stellt sich jedoch an dieser Stelle die Frage, ob ABRAHAMs generelle Folgerung auf der Grundlage „seiner schmalen alltagssprachlichen Beispielauswahl“ (GROSS 2002: 71) legitim ist.

3.2.2. Der Tastsinn ist vornehmlich ‚originär‘ besetzt (und Hauptgeber)

Die These eines vornehmlich ‚originären‘ Tastsinns hängt eng mit dem hierarchischen Übergang von synästhetischen Metaphern zusammen. Ein erneuter Blick auf WILLIAMS Ergebnisse korrespondiert mit dieser Beobachtung. Wie in seinem Schema (Abbildung 2, Kapitel 3.1.2.) zu sehen ist, gehen zwar alle Pfeile von der Dimension TOUCH aus, jedoch keiner zu ihr. Hieraus kann man ableiten, dass diese Kategorie primär besetzt sein muss und in den meisten Fällen nicht synästhetisch ausgedrückt wird. Entsprechend betont auch CLASSEN (1993: 54): „Tactile terms cannot themselves usually be qualified by adjectives from any of the other senses“. Ein Blick auf WILLIAMS Datenmaterial zeigt weiterhin, dass von den insgesamt 65 Ausdrücken, die einen synästhetischen Bedeutungswandel durchlaufen haben, 27 von der Kategorie TOUCH in eine andere Sinneskategorie übergehen. Fast die Hälfte der englischen synästhetischen Adjektive bezeichnete demnach primär taktilen Erleben. Als einige Beispiele können die folgenden Adjektive angeführt werden:

Cold, bitter, heavy, light (vgl. WILLIAMS 1976: 464).

Das Adjektiv *cold* bezeichnete in einer Belegstelle von 950 zunächst ausschließlich eine taktile Empfindung, in der mit dem Sinnesorgan Haut etwas als kalt wahrgenommen wurde. Erst später (1585) wurde der Ausdruck zur Bezeichnung der Kategorie TASTE genutzt und noch später (1706) bezeichnete er die Kategorie COLOR, im Sinne eines ‚kühlen / kalten Farbtons‘. Zuletzt wurde er ebenfalls für die Kategorie SOUND verwendet. Dem Adjektiv *bitter*, welches einen Geschmack bezeichnet, ordnet WILLIAMS (1976: 475) ebenfalls die Ausgangskategorie TOUCH zu, wobei erneut seine diachrone Position deutlich wird: „*Bitter* derives from *bitan* ‘to bite’, a tactile-associated word“. Unkomplizierter verhält es sich mit den Begriffen *heavy* und *light*, die beide im ersten Wörterbucheintrag die Kategorie TOUCH bezeichnen (vgl. WILLIAMS 1976: 475). An erster Stelle (im ersten Wörterbucheintrag) fühlt sich ein Gegenstand ‚schwer‘ oder ‚leicht‘ an, was demnach in seiner ursprünglichen Form als taktiler Erlebnis zu verstehen ist (vgl. ebd.).

Neben der großen Anzahl englischer Adjektive verweist WILLIAMS (1976: 470) ebenfalls auf einige indoeuropäische synästhetische Ausdrücke, deren basale

Bedeutung als taktil aufgefasst werden kann. So nennt er beispielsweise das irische *gear*, welches zunächst die Kategorie SHARP bezeichnete, dann jedoch einen Bedeutungswandel zur Kategorie TASTE, im Sinne von ‘acid’, vollzog (vgl. ebd.). Auch im Japanischen findet WILLIAMS (1976: 471) einige adäquate Beispiele: Das Adjektiv *nibui* bezeichnet gemäß der These in der ersten Datierung die Kategorie TOUCH und bedeutet dementsprechend in der Übersetzung soviel wie ‘dull’ (im Hinblick auf die taktile Empfindung also ‘stumpf’). Vom primären Tastsinn ausgehend, verzeichnet WILLIAMS einen Übergang zu der Kategorie COLOR, in der *nibui* ‘dim light’ bedeuten kann. Anschließend erfährt das Adjektiv eine Bedeutungserweiterung zu der Kategorie SOUND, im Sinne von ‘muffled sound’. Es bestätigt sich, dass TOUCH als die primäre Kategorie erscheint, mit deren Hilfe viele andere Ausdrücke im Nachhinein gebildet werden können. Ein entsprechendes diachrones Beispiel liefern SHEN und AISENMAN für das Hebräische:

„For example, in Hebrew, the original meaning of the word *xad* was ‘sharp’, and this remains its basic meaning today. However, at some point in the past, the word *xad* was applied to expressions denoting sound or sight, resulting in synaesthetic metaphors in which *xad* was understood to mean ‘clear’ or ‘discriminative’, as for example, in the expression *kol xad*, = ‘discriminative voice’, and *or xad* = ‘clear light’” (SHEN / AISENMAN 2008: 110).

Betrachtet man einige etymologische Wandlungen im Deutschen, kann eine ähnliche Tendenz verzeichnet werden. Das Geschmacksadjektiv *sauer* weist beispielsweise gemäß KLUGE (1999: 706) „eine ältere Bedeutung ‘feucht’“ auf, könnte also als ursprünglich taktil aufgefasst werden. Ähnliches gilt für das Adjektiv *herb*. Dieses wird zur Kennzeichnung von Geschmacksqualitäten verwendet, kann aber ursprünglich auf das mittelhochdeutsche „*har (e), her(e)* ‘scharf, schneidend’“ (KLUGE 1999: 370) zurückgeführt werden. Adäquat stützt SEAN DAY (1996: 10) die zweite These, indem er konstatiert, was bereits in seiner synchronischen Hierarchie ersichtlich wurde: „Touch is the most common sense things are expressed in“. Entsprechend führen sowohl diachronische als auch synchronische Untersuchungen zu vergleichbaren Ergebnissen. Auch CLASSEN (1993: 54) betont für das Englische: „Tactile terms are especially likely to be used to characterize visual and other sensory experience“. An anderer Stelle äußert sie sich noch präziser und stellt fest: „Tactile adjectives such as sharp, smooth, harsh and heavy, for instance can be used with all the senses“ (CLASSEN 1993: 54). Zudem können in anderen Sprachen ebenfalls synästhetische Ausdrücke gefunden

werden, durch die sowohl taktile als auch Merkmale anderer Sinnesgebiete bezeichnet werden:

Im Spanischen bedeutet das Adjektiv *calido* ‘warm’, kann aber auch zur Attribution von Farbausdrücken (‘warme Farbe’) verwendet werden (vgl. SLABÝ / GROSSMANN / ILLIG 1994: 223). Das rumänische Adjektiv *tare* bedeutet ‘hart’ oder ‘fest’ (vgl. ANUȚEI 1990: 1459). Ebenfalls kann es im Zusammenhang mit der Geschmacksdimension verwendet werden; *vin tare* ‘feuriger Wein’ (ebd.). Im Ungarischen bedeutet *lág* ‘weich’, bezeichnet also eine taktile Qualität. Zugleich wird *lág* aber auch zur Beschreibung visueller Ereignissen genutzt; *lág fény* ‘weiches Licht’ (vgl. HALÁSZ / FÖLDES / UZONYI 2004: 1504). Ähnliche Beispiele finden sich in einer ganzen Reihe von Sprachen.

Es gilt zu betonen, dass bei der vorliegenden synchronen Analyse von Wörterbucheinträgen nicht die Möglichkeit besteht, Aussagen über Ursprungs- und Zieldomäne zu machen. Jedoch können die polysemen Adjektive einen ersten Hinweis darauf liefern, dass auch in Sprachen, die bisher keine Erwähnung fanden, möglicherweise synästhetische Metaphern (und entsprechende Übergänge) zu existieren scheinen.

Neben den bisherigen Ergebnissen findet die zweite These auch im Chinesischen Bestätigung. NING YU (1992, 2003), der sowohl ULLMANNs als auch WILLIAMS Vorgehensweise anhand der chinesischen Sprache repliziert, betont:

„Regarding literary synaesthetic metaphors, I have found that Ullmann’s first two tendencies (i.e., the hierarchical distribution and touch as the predominant source) have their parallel tendencies in Chinese“ (YU 2003: 22).¹⁴

Um ebenfalls Aussagen über historische Bedeutungsverschiebungen zu machen, adaptiert YU (1992: 27) WILLIAMS Methode und bezieht seine Daten aus „three major Chinese dictionaries“. Insgesamt kann er die obige Einordnung des Tastsinns stützen.

In diesem Zusammenhang kommt die Frage auf, warum besonders die Terminologie des Tastsinns für eine weitere Übertragung geeignet sein könnte. Für diese nimmt POPOVA (2005: 410) an, dass sie neben einer spezifischen Qualität immer auch inhärente Intensität ausdrückt: „For example, the experiential quality of tactile smoothness or roughness is already associated with some degree of intensity“. Die besondere Leistung des Tastsinns besteht gemäß POPOVA darin,

¹⁴ Es muss kritisiert werden, dass YU an keiner Stelle vermerkt, auf welche Varietät des Chinesischen sich seine Analysen beziehen.

dass seine Mischung aus Qualität und integrierter Intensität eine gute Beschreibungsgrundlage für andere Wahrnehmungsbereiche liefert. Hierbei betont POPOVA (2005: 410):

„If in touch (and taste) degree and quality are to some extent experientially fused, smoothness and roughness become not only new qualitative descriptions of, for example, sound, but qualitative descriptions which arrive, as it were, with their own gradable intensity”.

Um diese inhärente Intensität an einem Beispiel zu verdeutlichen: Eine weiche Stimme ist zumeist auch eher leise. Die synästhetische Übertragung mittels Tastadjektiven geht aber über eine reine Intensitätsübertragung hinaus:

„A harsh voice is not only a loud voice, and a soft sound is not simply a quiet sound: the meanings of the synaesthetic expressions are not exhausted by a description of intensity or pitch” (POPOVA 2005: 410).

In diesem Zusammenhang ist die zusätzliche Annahme einer normativen Bewertung zentral. Die Tastadjektive sowie „die stark affektbesetzten Geschmacksadjektive ‚süß‘ - ‚sauer‘ - ‚bitter‘“ (GROSS 2002: 72) implizieren typischerweise positive vs. negative Einschätzungen. Dementsprechend hält POPOVA (2005: 411) fest: „Warmth, hardness, smoothness, sharpness, sweetness, bitterness etc. are construed as possessing a certain value which then gets mapped to other domains”.

Obwohl der Vorschlag affektiver Verknüpfungsmuster plausibel erscheint, muss jedoch zugleich darauf hingewiesen werden, dass die jeweiligen Assoziationen und Wertigkeiten in den Sprachen der Welt nicht gleich sind. Entsprechend bemerkt DIXON (1982: 58): „For instance, the Swahili prefixing adjective *-kali* has the senses ‘sharp edged’ and also ‘astringent, bitter’”. Im Gegensatz hierzu gilt im Dyirbal nahezu Umgekehrtes: „Dyirbal adjective *guli* has the senses ‘sharp-edged’ and ‘sweet’“ (ebd.), was DIXON zu der Aussage bewegt:

„It is clearly a matter of world-view that the sharpness of a knife or axe is equated with the astringent taste of food or drink in Swahili, and in Dyirbal with the sweet taste (mainly of a drink)“ (DIXON 1982: 58).

Die genannten Beispiele, obwohl von DIXON in einem anderen Kontext verwendet, könnten möglicherweise ebenfalls auf einen gebenden Tastsinn (*scharf* im taktilen Sinne), der auf den Geschmacksbereich (beispielsweise ‘süß’ oder ‘bitter’) übertragen wird, hindeuten. Allerdings findet man auch bei DIXON keinen Hinweis auf eine prototypische bzw. Ausgangsbedeutung, was eine solche

Behauptung erschwert. Nichtsdestoweniger wird die Tendenz eines gebenden Tastsinns, über viele Sprachen hinweg, bestätigt.

Neben diesem Postulat resultiert aus NING YUS Analysen eine zusätzliche Hypothese. Er betont:

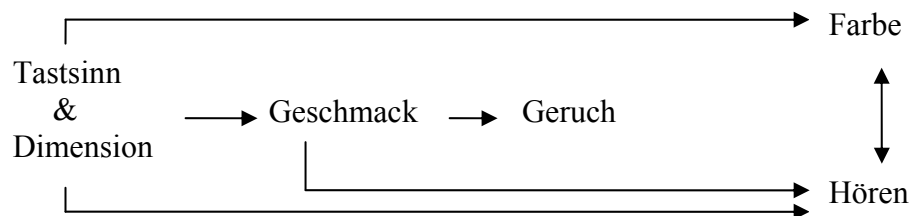
„Williams’ generalization about the routes for synaesthetic transfer holds and is basically confirmed in Chinese except that Chinese dimension words transfer, in a regular fashion, not only to color and sound, but also to taste and smell“ (YU 2003: 22).

Um seine These zu verdeutlichen, nennt er unter anderem folgende Beispiele: „*bo-jiu* (thin-wine) ‘weak or light wine’, *hou-wei* (thick-taste) ‘savory; rich or greasy food’“ (YU 2003: 27). Während WILLIAMS (1976: 464) Übergänge von der Kategorie Dimension zu Geschmack als Ausnahme wertet („thin and flat, as in thin/flat tastes, are exceptions“), betont YU: „The transfer of this kind seems too strong to be categorized as irregular in Chinese“ (YU 2003: 31). Auch in anderen Sprachen findet man analoge Übertragungen. So ist besonders im Bereich der ‚Weinprobe‘ ein entsprechendes Vokabular üblich. In ihrem Aufsatz „Talking about wine“ erwähnt LEHRER gängige Fügungen wie z.B. *fat*, *thin*, *big* oder *huge wine*, womit jeweils auf unterschiedliche Geschmacksdimensionen verwiesen wird (vgl. LEHRER 1975: 921). Im Deutschen spricht man vom *flachen Geschmack* eines Weines, entsprechend im Spanischen von *vino plano*, im Polnischen von *wino plaskie* oder im Französischen von *vin plat*.¹⁵ Zudem findet man beispielsweise im Französischen ebenfalls Bezeichnungen wie *vin bref* oder *vin court*, die sich auf das jeweilige Geschmackserleben beziehen. Weiterhin können Fügungen wie *haut-goût* ‘scharfer Geschmack’ (wörtlich: hoher Geschmack) auf die potentielle Richtigkeit der These gebender Dimensionsadjektive hinweisen (vgl. BERTAUX / LEPOINTE 1968: 613). Auch im Japanischen findet man gemäß BACKHOUSE (1994: 159) die Wendung: „aji ga usui (‘taste is thin’)“. Die deutsche Entsprechung *dünnere Geschmack* wird ebenfalls von BUCKENHÜSKES, HEUSINGER, NAWROCKI (2004: 77) erwähnt, wobei sie das Adjektiv *dünn* nicht den Dimensionsadjektiven, sondern den „rheologische[n] Adjektive[n], d.h. Adjektive[n] der Fließeigenschaften“ (ebd.), zuordnen. Erneut

¹⁵ Sämtliche Angaben stammen aus Online-Weinlexika:
<http://www.lechatdelanuit.com/guiaparte04.html> (Stand: 21.3.2008).
<http://www.wineofczechrepublic.cz/index.php?sec=slovník&slovo=M&lang=de&i=38>, (Stand: 21.3.2008).

erweist sich also die hochgradige Polysemie der Dimensionsadjektive als schwierig. Bleibt man aber bei der Behauptung, Adjektive wie *dünn* etc. seien dimensional aufzufassen, so kann gerade im Hinblick auf die Geschmacksqualitäten von Flüssigkeiten weitere Evidenz für YUs These gefunden werden. Beispielsweise ist im Norwegischen von einem *tynn kaffe* im Sinne des Geschmackserlebens eines ‘schwachen Kaffees’ die Rede (vgl. PAULSEN 1996: 388). Gleiches gilt im Deutschen, wenn von einem *dünnen Kaffee* gesprochen wird. Auch im Polnischen existieren Wendungen wie *cienki mleko* (‘dünne Milch’) und *cienki zupa* (‘dünne Suppe’) (vgl. IPPOLDT 1959: 474)¹⁶ und im Französischen verweist *petite bière* nicht auf die Größe eines Bieres, sondern auf die Geschmacksqualität; ‘dünnes Bier’ (vgl. BERTAUX / LEPOINTE 1968: 230). Aus diesem Grund erscheint es sinnvoll, eine Modifikation an WILLIAMS Schema vorzunehmen. Dies schlägt auch YU (1992) vor. Während er jedoch ‚Dimension‘ an der ursprünglichen Position belässt und zusätzliche Pfeile einfügt, soll diese Kategorie hier aufgrund der analogen Geberfunktion im Vergleich zum Tastsinn auf die Hauptgeberposition gesetzt werden (vgl. Abbildung 4)¹⁷:

Abbildung 4):



Die Graphik veranschaulicht, dass sich vor allem der Tastsinn, aber auch Dimension als die vorrangigen Geber herausgestellt haben.

Neben den bisher betrachteten Adjektiven sollte zudem kurz die häufig vernachlässigte ‚Nehmerkategorie‘ in das Zentrum der Betrachtung rücken.

¹⁶ Wobei hier nicht ganz eindeutig ist, ob diese Kategorien vornehmlich auf den Geschmack zu beziehen sind.

¹⁷ Im Zusammenhang mit dem hohen Anteil polysemer Dimensionsadjektive kann zu Recht die Frage gestellt werden, inwieweit diese nicht (per se) als multimodal erachtet werden können. So kann man sowohl fühlen als auch sehen, ob ein Gegenstand flach, dünn oder dick ist. Entsprechend scheint die Geberfunktion der Dimensionsadjektive sowohl auf ihren hohen Polysemie-Anteil, aber auch auf die partielle Überlappung mit dem Tastsinn (Hauptgeber) zurückzuführen zu sein. Es kann erneut festgehalten werden, dass sich die Kategorie DIMENSION als schwierig erweist.

Diesbezüglich ist daran zu erinnern, dass synästhetische Metaphern im Regelfall abstrakte Nomina als Zieldomäne fordern (vgl. Kap 2.1). Für den Tastsinn nimmt WIKTOROWICZ (1985: 183) entsprechend an: „Das Fehlen von synästhetischen Verknüpfungen mit Konkreta ist auch Grund dafür, daß im taktilen keine Beispiele für die Wirkung der Synästhesien gefunden werden konnten“. Dies begründet er damit, dass der taktile Bereich keine abstrakten Zieldomänen aufweist (ebd.). Tatsächlich findet man z.B. im Deutschen keine primären abstrakten Substantive aus dem Bereich des Tastsinns. Hier sind allenfalls nominalisierte Fügungen wie das *(Be-)Tasten*, das *Fühlen*, wobei dies eventuell als modalitätsunspezifisch klassifiziert werden könnte, oder die *Berührung* zu nennen. Auch ist beispielsweise das Abstraktum *Wärme* auf das Adjektiv *warm* zurückzuführen (vgl. KLUGE 2002: 973). Ein solcher Mangel an Abstrakta scheint auf den Hörsinn deutlich weniger zuzutreffen, was möglicherweise dazu beiträgt, dass er als Hauptnehmer beschrieben werden kann.

3.2.3. Der Hörsinn ist vornehmlich ‚synästhetisch‘ besetzt

Auch die dritte These korreliert in einem hohen Maße mit der ersten. Wie bereits aus ULLMANNs und DAYS Ergebnissen ersichtlich, fungiert der auditive Bereich als der größte Nehmer. NING YU kommt hingegen zu leicht abweichenden Ergebnissen: „By coincidence or not, sound and sight have equal shares for the title of predominant destination“ (YU 1992: 24). Dennoch betont er: „Despite the differences, Ullmann’s general claim [...] still appears valid as far as my data can show“ (YU 1992: 25). Die dritte These bestätigend, merkt WIKTOROWICZ (1985: 183) an, dass der Hörsinn derjenige Bereich ist, „in dem die meisten Beispiele für synästhetische Kombinationen erscheinen“. BAUMGÄRTNER (1969: 13) postuliert in diesem Zusammenhang für das Deutsche: „Das Merkmal ‚Tonhöhe‘ ist überhaupt nur synästhetisch besetzt, nämlich mit der Antonymik hoch-tief der Raumwahrnehmung“. Ebenfalls betont er an anderer Stelle:

„Nur der Gehörsinn zeigt beinahe unbeschränkte synästhetische Transition: von ‚Helligkeit‘ und ‚Transparenz‘ mit hell-dunkel bzw. klar-trüb über fast alle Elemente von ‚Temperatur‘, ‚Oberfläche‘ und ‚Konsistenz‘ bis zu ‚Form‘, und da sogar bis zur Antonymik voll-hohl oder steif-schlaff. Legt man hier Klang, Ton oder Pfiff als prototypisch zugrunde, bleiben nur ‚Feuchtigkeit‘ (bis auf mögliches trocken), ‚Geschmack‘ (bis auf süß) und ‚Farbe‘ (bis auf grau) unanwendbar“ (BAUMGÄRTNER 1967: 16).

Die einschränkende Formulierung BAUMGÄRTNERS ‚beinahe unbeschränkt‘ sollte an dieser Stelle nicht übersehen werden, denn auch, wenn der Hörsinn vornehmlich synästhetisch besetzt ist und als Hauptnehmer charakterisiert wird, so ist im Deutschen beispielsweise die Antonymik ‚laut-leise‘ als Teil des Merkmals Lautstärke originär auf den Hörsinn bezogen.¹⁸

In WILLIAMS Schema (Abbildung 2, Kapitel 3.1.2.) führt der einzige Pfeil, der in der Sinneskategorie SOUND seinen Ursprung hat, zum Bereich COLOR. Allerdings kann er seine Aussage „sound-words may transfer only to color“ (WILLIAMS 1976: 464) nur anhand der zwei Beispiele „quiet, strident“ (ebd.) belegen. Bei einer quantitativen Analyse seiner Daten kann festgestellt werden, dass 21 synästhetische Ausdrücke ihre jüngste Datierung in der Kategorie SOUND haben. Das bedeutet, dass der Großteil der analysierten englischen Adjektive, die den Hörsinn bezeichnen, zuvor aus anderen Kategorien stammte. Auditive Merkmale werden demnach vornehmlich synästhetisch ausgedrückt und sämtliche Ausdrücke können auf den Hörsinn bezogen werden. Beispielsweise findet man im Englischen Ausdrücke wie *dry, heavy, sharp, smooth, dark, bright* oder *fat sound* (vgl. WILLIAMS 1976: 476). In Analogie lassen sich ähnliche synästhetische Ausdrücke auch im Deutschen finden: So ist die Rede von einem *dünnen, trockenen, süßen* Ton.¹⁹ Bei dieser intuitiven, nicht diachronischen Betrachtung, bleibt erneut offen, in welche Richtung die metaphorische Übertragung erfolgt. Die Zuordnung der Adjektive zu einer bestimmten Ausgangsdomäne beruht auf Sprachgefühl. Wiederum drängt sich die Frage in den Vordergrund, wie die synästhetischen Adjektive der Wahrnehmung – im Hinblick auf synchronische Vorgehensweisen – einer ursprünglichen Sinnesmodalität zugeordnet werden können. Dies ist auch für die nachfolgende Analyse relevant, bei der erneut verschiedene Sprachen anhand von Wörterbucheinträgen untersucht werden. Es gilt zu zeigen, dass synästhetische Ausdrücke in Bezug auf den Hörsinn auch in anderen, hier noch nicht erwähnten Sprachen vorkommen.

Obwohl der auditive Bereich aus vielen verschiedenen Kategorien gespeist zu werden scheint, ergibt sich eine besonders enge Verbindung zwischen Tastsinn

¹⁸ Ebenfalls soll erneut an die (diachronisch betrachtet) primär auditive Bedeutung von *hell* erinnert werden (vgl. Kapitel 2.2.).

¹⁹ Auch die Bezeichnung *fetter Klang* findet gegenwärtig – vor allem in der Jugendsprache – Verwendung.

und Hörsinn. Bereits ARISTOTELES weist in seiner Schrift „De Anima“ (II) auf diesen Zusammenhang hin, wobei er gleichermaßen auf Sprache als auch auf Wahrnehmung abzielt:

„Acute and grave are here metaphors transferred from their proper sphere, viz., that of touch There seems to be a sort of parallelism between what is *acute* or *grave* to hearing and what is *sharp* or *blunt* to touch“ (zit. nach STANFORD 1972: 49).

Parallel hierzu postuliert DAY (1996: 10): „The most common general synaesthetic metaphors are along the lines of ‘hearing → touch’ that is, for example a ‘harsh sound’ or a ‘soft word’“. Im Deutschen finden sich dementsprechend Ausdrücke wie *weicher*, *harter* oder *trockener* Ton. Ähnlich sieht es im Spanischen aus; z.B. bedeutet das Adjektiv *seco* im Hinblick auf eine taktile Eigenschaft ‘trocken’ (vgl. SLABÝ / GROSSMANN / ILLIG 1994: 1069), kann aber auch auf den Hörsinn bezogen werden, so dass – analog zum Deutschen – von einer ‘trockenen’ Stimme gesprochen werden kann (ebd.). Das spanische Adjektiv *ligero* bedeutet ‘leicht an Gewicht’, aber auch ‘leise’ (vgl. SLABÝ / GROSSMANN / ILLIG 1994: 75). Im Rumänischen bedeutet *tare* ‘hart’, ‘fest’ (vgl. ANUȚEI 1990: 1459), kann aber zusätzlich in der Fügung „a striga cu voce tare“ ‘mit lauter, starker Stimme rufen’ verwendet werden (ebd.). Ebenfalls hat das rumänische Adjektiv *moale* die Bedeutung ‘weich’, bezeichnet aber im Bereich der Phonologie einen stimmhaften Konsonanten; *consonaă moale* (vgl. ANUȚEI 1990: 914). Analoges findet sich im Türkischen: Das Adjektiv *yumuşak* bedeutet ‘weich’ oder ‘biegsam’, aber auch phonologisch ‘stimmhaft’ (vgl. STEUERWALD 1947: 1036). Auch im Indonesischen kann man auf eine parallele Erscheinung treffen: Dementsprechend bedeutet *empuk* ‘weich’, kann aber auch im Zusammenhang mit *suara* ‘Stimme’ gebraucht werden (vgl. KRAUSE 2002: 88). Wie an anderer Stelle erwähnt (vgl. Kapitel 3.2.2., S.32), könnte der Übergang bestimmter synästhetischer Wendungen durch vergleichbare affektive Bewertungen motiviert sein. So findet man in diesem Kontext die positive Beschreibung weiche, angenehme Stimme (vgl. KRAUSE 2002: 88). Auch im Baskischen, das sich gemäß BUSSMANN (2002: 115) „grundlegend von anderen europäischen Sprachen unterscheidet“, können synästhetische Begriffe gefunden werden: So bedeutet *mamitsu*: „being soft inside, usually said of bread“ (AULESTIA 1989: 397). Zusätzlich zum weichen Brot kann auch von einer ‘weichen Stimme’ *ahots mamitsu* geredet werden (vgl. AULESTIA 1989: 11). Für

das Samoanische, eine austronesischen Sprache (vgl. GORDON 2005), vermerkt MALCOLM ROSS (2007: 222), dass *malū* sowohl ‘weich’ „(substance) soft“ als auch (auf den Gehörsinn bezogen) „(voice) bass“ bedeutet. ALBERT WELLEK nennt zudem ein passendes Beispiel aus dem Pawnee, einer mittlerweile nahezu ausgestorbenen nordamerikanischen Sprache der Caddo-Familie, die in Oklahoma gesprochen wird (vgl. GORDON 2005): „Pākā kisu (= spitze Stimme) = hoch“ (WELLEK 1931: 257). Gegebenenfalls könnten in diesem Zusammenhang auch DIXONS Aussagen über das Tzotzil, eine westliche Maya-Sprache, die in Mexiko gesprochen wird (vgl. BUSSMANN 2002: 424, GORDON 2005), relevant werden: „Thus the meaning of Tzotzil *zoz* includes the senses ‘loud’ and ‘hard’ (DIXON 1982: 58).²⁰

Weiterhin lassen sich synästhetische Ausdrücke des Hörsinns finden, die nicht nur vom Tastsinn ausgehen: Im Japanischen beispielsweise wird das Geschmacksadjektiv *amai* ‘süß’ auf den Hörsinn übertragen:

„*Amai merodii* is a soft romantic melody, *amai koe* (‘sweet voice’) is a cajoling or seductive, usually female voice, *amai ai no sasayaki* (‘sweet whisperings of love’) are ‘sweet nothings’, and *amai kotoba* (‘sweet words’) are honeyed or beguiling words“ (BACKHOUSE 1994: 151).

Das baskische Farbadjektiv *zuri* bedeutet ‘weiß’ (vgl. AULESTIA 1989: 556). Ebenfalls findet man die Fügung *ahots zuri* (wörtlich: weiße Stimme), womit ein Sopran gemeint ist (vgl. ebd.). Unterstellt man, dass die Farbbedeutung als primär anzusehen ist, so findet der Übergang von COLOR zu SOUND, wie er von WILLIAMS angenommen wurde, Bestätigung. Auch im Deutschen ist die Rede von einer *hellen Stimme* (vgl. diachrone vs. synchrone Position, Kap. 2.2) und im Englischen von *bright voice*. Das Polnische verwendet *jasno* ‘hell’, um Farben auszudrücken oder Helligkeit zu kennzeichnen (vgl. IPPOLDT 1959: 482). Zugleich kann für einen Ton gesagt werden, dass er ‘hell klingt’ (*brzmieć jasno* = hell klingen) (ebd.). In diesem Kontext sei erneut auf ARISTOTELES verwiesen, der für

²⁰ Sogar im Cheyenne, das zur Familie der Algonquinsprachen zu zählen ist und in Nordamerika gesprochen wird (vgl. GORDON 2005), können eventuell entsprechende synästhetische Ausdrücke gefunden werden. Allerdings sind die Daten nur auf Basis eines von GUY T. GAMBILL erstellten Online-Wörterbuchs verfügbar. Aus diesem Grund und da die polysynthetische Struktur dieser Sprache ohne weitere grammatikalische Erläuterungen nur schwer zugänglich ist, müssen die folgenden Beispiele mit Vorsicht betrachtet werden: *he’k(e)* bedeutet nach Angaben des Wörterbuchs ‘soft’, *he’kéata* betont anscheinend nochmal genauer die taktil erfasste Qualität ‘soft (in texture)’ und wird mit *feel* übersetzt; *he’keamévone* schließlich bedeutet ‘soft sound’. Wie bereits betont, muss die begrenzte Aussagekraft dieser Beispiele beachtet werden. Nichtsdestotrotz scheint es auch im Cheyenne erste Anzeichen auf synästhetische Ausdrücke zu geben. URL: <http://www.freelang.net/online/cheyenne.php> (Stand: 8.3.2008).

das Altgriechische Fügungen wie „*λευκή Φωνή* ‘a silvery voice’“ (zit. nach STANFORD 1972: 49) und „*Φωνή Φαλά*“ (ebd.) ‘dämmrig, graue Stimme’ (vgl. GEMOLL 1965: 77) festhält.

Häufig werden auch Adjektive, die ‘klar’ bedeuten, sowohl auf visuelle Qualitäten, insbesondere Farben, als auch auf den akustischen Bereich bezogen. So kann das rumänische Adjektiv *clar* ‘hell, klar’ ebenfalls eine ‘helle’ Stimme oder einen ‘hellen’ Ton bezeichnen (vgl. ANUȚEI 1990: 455). Analoges gilt für das Hebräische (Ivrit): צלול = ‘klar’ / ‘durchsichtig’, aber auch ‘helle Stimme’: קול צלול (vgl. LAVY 1975: 482).

Interessant erscheint die Tatsache, dass ein weiterer sehr enger Zusammenhang zwischen der Kategorie Dimension und dem Hörsinn festzustellen ist. Beispielsweise werden im Deutschen die Dimensionsadjektive *hoch* und *tief* auf den Hörbereich übertragen. Hierzu bemerken SCHRÖGER / KAERNBACH / SCHÖNWIESNER (2008: 74): „Der Vergleich mit Höhen ist auch interkulturell sehr verbreitet“. Entsprechend findet sich Ähnliches bei den hier untersuchten Sprachen.

Im Spanischen bedeutet *alto* ‘hoch, erhöht’, aber ebenfalls im Zusammenhang mit dem Hörsinn „hoch (Ton)“ oder „laut, hell (Stimme)“ (SLABÝ / GROSSMANN / ILLIG 1994: 67). Dies funktioniert auch bei dem Adjektiv *bajo*, welches ‘niedrig’ oder ‘tief gelegen’ bedeutet und auch einen ‘tiefen’ Ton oder eine ‘leise’ Stimme bezeichnen kann²¹ (vgl. SLABÝ / GROSSMANN / ILLIG 1994: 157).

Im Rumänischen bedeutet *adînc* ‘tief’ z.B. im Zusammenhang mit einem tiefen Abgrund (vgl. ANUȚEI 1990: 62). Zudem ist die Fügung mit der Bedeutung ‘tiefe’ bzw. ‘dunkel klingende’ Stimme möglich (vgl. ebd.). Im Schwedischen steht *hög* für dimensionale Höhe, kann aber ebenfalls im auditiven Bereich verwendet werden (vgl. O.V. 2003: 243). Auch im Türkischen bedeutet *yüksek* ‘groß’, ‘hoch’, wird aber auch auf Stimmen bezogen und bedeutet dann ‘hoch’, ‘laut’ oder ‘kräftig’ (vgl. STEUERWALD 1974: 1038). Analoges gilt für *alçak* ‘niedrig’, das im Zusammenhang mit dem Hörsinn eine leise Stimme oder einen tiefen Ton bezeichnet (vgl. STEUERWALD 1974: 29). Diese Regularitäten lassen sich für weitere nicht-indoeuropäische Sprachen bestätigen:

²¹ Es wird deutlich, dass nicht unbedingt lexikalisch zwischen Lautstärke und Tonhöhe (pitch) unterschieden werden muss.

Hebräisch רם bedeutet ‘groß’, aber auch ‘laute’ Stimme קול רם (vgl. LAVY 1975: 539). Ebenso bedeutet das Adjektiv נמוך sowohl ‘niedrig’ als auch im Zusammenhang mit Stimme ‘leise’ (vgl. ebd.). Im Indonesischen kann *tinggi* als Größenbezeichnung, aber auch als auditive Qualitätsbeschreibung (‘hohe’ Stimme) verwendet werden (vgl. HEUKEN 1998: 236). Genauso funktioniert *rendah* ‘niedrig’ (vgl. KAROW / HILGERS-HESSE 1978: 325) auch im auditiven Bereich: *suara rendah* = ‘tiefe Stimme’ (vgl. HEUKEN 1998: 506). Das georgische მასღალო bedeutet ‘hoch, hochgewachsen, groß’ (vgl. MECKELEIN 1943: 729) und kann ebenfalls eine hohe Stimme bezeichnen (ebd.). Ungarisch *magas* bedeutet ‘hoch’ und kann gleichermaßen im Zusammenhang mit dem Hörsinn ‘hohe’ Stimme, ‘hoher’ Ton bedeuten (vgl. HALÁSZ / FÖLDES / UZONYI 2004: 968). Analoges gilt für *mély* ‘tief’ (vgl. HALÁSZ / FÖLDES / UZONYI 2004: 1026). Im Vietnamesischen bedeutet *cao* ‘hoch, groß, erhöht’, wie z.B. in „nui cao ‘hoher Berg’“ (BOSCHER 1983: 91). Zudem existiert die Verwendung *giọng cao* ‘hohe Stimme’ (vgl. BOSCHER 1983: 280). Auch im Yale (Kosarek), einer isolierten Sprache, die in Papua Neuguinea von ca. 600 Sprechern gesprochen wird (vgl. GORDON 2005), findet man Ähnliches: Entsprechend bedeutet das Adjektiv *olok* ‘small, little’, wie z.B. in „*me olok-ne* ‘a small child / baby’“ (HEESCHEN 1992: 127). Aber auch hier besteht die Möglichkeit der Verwendung im auditiven Sinn. So bedeutet *yubu olok-ne* ‘a soft voice’ (vgl. ebd.). In der australischen Sprache Yandruwandha, die nahezu ausgestorben ist (vgl. GORDON 2005), bedeutet *pirna* ‘big’, aber auch ‘elder’, ‘thick’ und ‘wide’ (vgl. BREEN 2004: 87). Im Zusammenhang mit dem Wort *ngaru* ‘voice’ kann *pirna* aber auch eine tiefe Stimme bezeichnen (vgl. ebd.). Analoges gilt für das Baskische, in dem das Adjektiv *lodi* ‘fett’ bzw. ‘dick’ bedeutet (vgl. AULESTIA 1989: 385). Zugleich tritt aber auch die Fügung *ahots lodi* (wörtlich: dicke Stimme) mit der Bedeutung ‘tiefe bzw. Bass-Stimme’ auf (ebd.). Trotz einzelner Differenzen in der exakten Bedeutungszuweisung – in einigen Sprachen wird *groß* beispielsweise zur Kennzeichnung einer *hohen*, in anderen zu einer *tiefen* Stimme verwendet – weisen sämtliche Sprachen parallele, Dimension und Audition umfassende, synästhetische Ausdrücke auf. So auch das Baruya (Sprachfamilie: Trans-Neuguinea, vgl. GORDON 2005): Hier bedeutet *munya* ‘above, high, top’, wie z.B. in *munyabano* ‘high place’ (vgl. LLOYD 1992: 206). Zudem findet man die Fügung *munyabanna daano* ‘sing higher’ (vgl. LLOYD 1992: 617). Es folgt ein

letztes Beispiel aus dem Suaheli. In dieser Sprache bedeutet *kubwa* 'groß', wie z.B. in *nyumba kubwa* 'großes Haus' (vgl. JOHNSON 1985: 412). Auch hier ist die gleichzeitige Anwendung im auditiven Bereich gegeben, wie z.B. in der Fügung *kwa sauti kubwa* 'with a loud voice' deutlich wird (vgl. ebd.).

Auf Basis dieser Analyse zeigen sich erstaunliche Korrespondenzen in den verschiedenen Einzelsprachen. Die Tatsache, dass Dimensionsbezeichnungen auch zur Kennzeichnung auditiver Informationen verwendet werden, scheint also ein recht stabiles, übereinzelsprachliches Phänomen darzustellen.

Während hier der Fokus vor allem auf den Adjektiven lag, soll nun erneut ein kurzer Blick auf die ‚Nehmerfunktion‘ folgen. Schenkt man den Aussagen von JÓSEPH WIKTOROWICZ Glauben, so treten „als Kombinationspartner für akustische Adjektive vorwiegend Substantive aus der Gruppe der Abstrakta auf“ (WIKTOROWICZ 1985: 183). Der Hörsinn liefert dementsprechend viele abstrakte ‚Nehmer‘. Für das Deutsche wären hier beispielsweise *Geräusch*, *Ton*, *Schrei*, *Laut* oder *Stimme* zu nennen. Ähnliche Nehmerkategorien scheinen auch für die hier untersuchten Sprachen zu gelten. Insgesamt zeigen die vorliegenden Ergebnisse interessante Übereinstimmungen verschiedener Sprachen hinsichtlich eines synästhetischen Hörsinns. Aus diesem Grund kann die dritte These als bestätigt gelten und wird später im Hinblick auf potentielle Wahrnehmungsgrundlagen erneut untersucht. Zuvor soll jedoch der Geruchssinn thematisiert werden.

3.2.4. Geruchswörter sind selten ‚originär‘, sondern meistens ‚synästhetisch‘ besetzt

Während die ersten drei Thesen eng zusammenhängen, markiert die vierte These einen weiteren, eigenständigen Bereich. Die Annahme eines nicht originär bezeichneten und somit vornehmlich synästhetisch ausgedrückten Geruchssinnes wird von vielen Autoren, trotz enorm differierender Vorgehensweisen, geteilt. Bereits 1928 bemerkt LEO WEISGERBER in seinem Aufsatz „Der Geruchssinn in unseren Sprachen“: „Es ist auffällig, wie viele der zur Kennzeichnung von Geruchsempfindungen verwendeten Attribute ihre Anwendung hauptsächlich auf anderen Sinnesgebieten finden“ (WEISGERBER 1928: 129).

Um diese These zu untermauern, nennt er „Beispiele wie d[deutsch] *scharfer, stechender Geruch*; frz. *odeur grasse, fade, savoreuse*; engl. *acute smell*, ndl. *milde, stompe geur*, lat. *odor gravis* usw“ (WEISGERBER 1928: 129). Die Herkunft der Beispiele aus verschiedenen Sprachen verdeutlicht, dass sekundäre oder synästhetische Geruchsbezeichnungen durchaus ein übereinzelsprachliches Phänomen darstellen können. Dementsprechend betont WEISGERBER (1928: 145), dass im Hinblick auf die Geruchsbezeichnungen „westeuropäische Sprachen keine allzugroßen Unterschiede aufzuweisen scheinen“. Diesen Sachverhalt genauer erörternd, bemerkt er:

„Es handelt sich mehr um Unterschiede im einzelnen; die etwas reichere frz. Terminologie mit Ausdrücken wie *fétide, vireux, nidoreux, vaporant* neben *odorant* und veraltetem *fragrant*, aber ohne Entsprechungen unserer -ig- Bildungen (*duftig, muffig* = *odorant, qui sent le moisi*) reicht auch nicht viel weiter als die deutsche; ebenso, nach freundlicher Auskunft von Herrn P.-D. Dr. Bertoldi, das Ital., obwohl hier z.B. unserem *duftig* eine Mannigfaltigkeit *odoroso, olezzante, profumato, fragrante* gegenübersteht“ (WEISGERBER 1928: 145).

Parallel stellt WILLIAMS (1976: 464) fest: „There are no primary olfactory words in English“. Folgerichtig geht in seinem Schema kein einziger Pfeil von der Kategorie SMELL selbst aus (vgl. Abbildung 2, S.18). Neben LAWRENCE MARKS (1996: 40), der bemerkt „that the sense of smell has virtually no vocabulary of its own“, kommt auch SEAN DAY zu einem analogen Ergebnis:

„Note once again how other senses in terms of smell are extremely rare. Part of the reason for the scant use of ‘smell’ words synaesthetically is the paucity of terms for various types of smells in English and the general trend to describe smells in terms of objects, or [...] tastes“ (DAY 1996: 12).

Entsprechendes postuliert WIKTOROWICZ (1985: 166) und betont für das Deutsche, dass es in dieser Sprache „keine Primäradjektive, die in erster Linie die verschiedenen Geruchsempfindungen kennzeichnen“, gibt. Dieser Auffassung folgt auch FRANS PLANK und merkt in seinem Aufsatz „Unsägliche Gerüche: Versuche trotzdem vom Riechen zu sprechen“ an: „Genau besehen gibt es in einer Sprache wie dem Deutschen [...] kein einziges morphologisch einfaches Adjektiv speziell oder primär für Gerüche“ (PLANK 1995: 67). Dementsprechend muss die Versprachlichung von Geruch mit anderen Mitteln erfolgen:

„Über das Riechen und die Gerüche [wird] uneigentlich gesprochen, nämlich metonymisch und metaphorisch, und dies reichlich. Geruchsqualitäten werden metonymisch dadurch beschrieben, daß in syntaktischer oder morphologischer Konstruktion Auslöser und Träger des Geruchsreizes benannt werden (ein Kind riecht nach Pferdedung, Geruch von Milch, Fischgeruch, teeriger Geruch)“ (PLANK 1995: 66).

Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangt auch PETER HOLZ, der in seiner Dissertation deutsche Parfumwerbetexte sprachwissenschaftlich analysiert. Gerade bei diesen „künstlerisch erzeugte[n] hochkomplexe[n] Geruchsgemische[n], die nicht auf eine aus dem Alltag bekannte Substanz zurückzuführen sind“ (HOLZ 2005: 10), greift seiner Meinung nach „die Hypothese der Notwendigkeit synästhetischer Sprachstrukturen“ (HOLZ 2005: 143).

Analog zu der bereits geäußerten Vermutung einer affektiven Verknüpfung synästhetischer Ausdrücke nimmt HOLZ (2007: 168) „hedonistic judgements as basic cognitive categories in olfaction“ an. Dementsprechend betont er:

„However we refer linguistically to a smell, in the end any chosen lexeme can be traced back to the fundamental cognitive hedonistic distinction of *pleasant* vs. *unpleasant*“ (HOLZ 2007: 168). Analog postuliert VOLKER HEESCHEN (2007: 88): „Most languages referring to the vast realm of olfactory signals are satisfied with simple interjections and expressions like Eipo *malye tong* ‘a bad smell’ and *teleb tong* ‘a good smell’“.

Neben dieser affektiven Komponente des Geruchsvokabulars ist ebenfalls auf eine enge Verbindung von Geruchs- und Geschmackssinn hinzuweisen. So betont FRITZ BECHTEL, indem er jedoch ebenfalls auf Wahrnehmungsmechanismen Bezug nimmt:

„Mit dem geruchssinn steht bekanntlich der geschmackssinn in der engsten verwantschaft. die empfindungen beider sinne laufen parallel; der eine unterstützt den andern, indem er im voraus durch seine eigenen ausdrücke diejenigen seines verwanten andeutet“ (BECHTEL 1879: 55).

Von einer rein sprachwissenschaftlichen Position aus betont BAUMGÄRTNER (1969: 13): „Der Geruchssinn ist, wie schon häufig bemerkt, im Adjektiv nicht original besetzt. Daher sind alle Elemente des hier gebräuchlichen Vokabulars synästhetisch auf den Geschmacksbereich zurückzubeziehen“. Ebenso bemerkt FRANS PLANK (1995: 68):

„Es ist nicht ausgemacht, daß alle Sprachen das Riechen und den Geruch als abgegrenzten Sinnbezirk anerkennen und mit eigenen lexikalischen und grammatischen Mitteln ausstatten. Wenn der für diese Zwecke verwendbare Wortschatz und seine Verwendungsmöglichkeiten in Sätzen zur Gänze mit anderen Bedeutungsbereichen geteilt oder von ihnen entlehnt werden, dann am ehesten in der Wahrnehmung durch den anderen chemischen Sinn, den Geschmack“.

Für eine enge Verbindung zwischen Geschmacks- und Geruchssinn plädiert auch CONSTANCE CLASSEN und merkt an: „Gustatory terms, such as sour, sweet or pungent, usually double for olfactory terms“ (CLASSEN 1993: 52). Analog gibt es

im Chinesischen viele Adjektive, die – diachron betrachtet – ihre Geruchs- und Geschmacksbedeutung nahezu gleichzeitig erworben haben (vgl. YU 1992: 30). So betont YU (1992: 30): „The word *wei* means both ‘taste’ and ‘smell’. In dictionaries, *hou wei*, for instance, refers in general to ‘thick taste/smell’“. Auch in vielen anderen Sprachen liegt eine Kombination der Geruchs- und Geschmacksadjektive vor. So kann beispielsweise im Schwedischen das Adjektiv *söt* ‘süß’ für einen Geschmack und einen Geruch stehen (vgl. O.V. 2003: 589). Im Polnischen gilt Entsprechendes für das Adjektiv *ostrzy* ‘scharf’, das in *ostrzy smak* einen ‘scharfen’ Geschmack und in *ostrzy zapach* einen ‘scharfen’ Geruch bezeichnet (vgl. IPPOLDT 1959: 152). Gleiches kann auch im Ungarischen (*édes* = ‘süß’, im Zusammenhang mit Geschmack und Geruch vgl. HALÁSZ / FÖLDES / UZONYI 2004: 1026) und wiederum im Baskischen gefunden werden; *usain gozo* ‘süßer Geruch’ und *ardo gozo* ‘süßer Wein’ (vgl. AULESTIA 1989: 253). Für das Japanische bemerkt BACKHOUSE (1994: 151): „AMAI [geschmacklich ‘süß’; Anm. S.D.] is [...] applied to sweet smells, as of flowers“ und er resümiert: „This synaesthetic extension is clearly in line with Williams’ findings“ (ebd.). Erneut können analoge übereinzelsprachliche Tendenzen sowohl durch synchrone als auch diachrone Methoden festgestellt werden.

Obwohl der synästhetische Ausdruck des Geruchssinns durchaus verschiedenen Sprachen gemein zu sein scheint, stellt sich die Frage, ob eine Generalisierung, wie man sie bei KRONASSER (1968: 147) findet, legitim ist: „Es gibt in keiner Sprache Eigenschaftswörter, die den Geruchsempfindungen von Anfang an adäquat wären“. Eine ähnliche Verallgemeinerung kritisierend, bemerkt PLANK (1995: 68): „Erklärungen wie die eben angedeuteten pflegen sich auf ‚unsere‘ Sprache oder Sprachen zu beziehen, aber derer gibt es noch an die 6.000“. Tatsächlich scheint es Ausnahmen zu geben: „Wie karg auch immer, eine Grundausstattung mit einem System von allgemeinen, nicht abgeleiteten Geruchsbegriffen ist menschenmöglich“ (PLANK 1995: 68). So postuliert DUBOIS (1997: 188):

„In some African cultures and languages, however, odors are cognitively structured as ‘objective realities’ and have names (even nouns): for example, about 11 ‘basic terms’ for odors have been identified in Li-Wanzi (Gabon)“.

Einen ähnlichen Fund berichtet HERMANN ASCHMANN für das Totokanische, eine Sprache, die im nördlichen Teil des mexikanischen Staates Veracruz gesprochen

wird (vgl. LEVY 1992: 269). ASCHMANN behauptet, dass Gerüche dieser Sprache „durch je eigene, unabweitete, nicht metaphorisch oder metonymisch verwendete Wortstämme mit attributivischer und prädikativer Funktion unterschieden werden“ (PLANK 1995: 70). Beispielsweise bezeichnet *mu: ?klu ?n* „Blumen, Essen und ähnliche angenehme Gerüche“ (zit. nach PLANK 1995: 70), *pu ?qša* „Schimmel, Pilze und ähnliches“ (ebd.) und *haksa* „Alkohol, Kampfer, Chili (geröstet), feuchter Staub“ (ebd.).

Die genannten Beispiele machen klar, dass Ausnahmen im Hinblick auf einen synästhetischen Geruchssinn existieren, wobei für diese These keine absolute Gültigkeit oder Universalität angenommen wurde. Es soll jedoch betont werden, dass die Behauptung eines synästhetischen Geruchssinnes nicht zwangsläufig bedeutet, dass überhaupt keine primären Adjektive für diesen Bereich existieren dürfen. Wohl aber impliziert dieses Postulat, dass der Geruchssinn häufiger ‚Nehmer‘ als ‚Geber‘ ist. Darüber ist aber mit der bloßen Erkenntnis, dass eine Sprache primäre Geruchsadjektive besitzt, noch nichts ausgesagt. Auch das Deutsche nutzt zur Beschreibung der Lautstärke von Höreindrücken die originäre Antonymik laut-leise (vgl. Kapitel 3.2.3., S.36). Dies schließt jedoch nicht aus, dass der Hörsinn zu einem großen Teil mit Adjektiven aus anderen Sinnesbereichen beschrieben wird.

Insgesamt kann die vierte These eines vornehmlich synästhetischen Geruchssinns als übereinzelsprachliche Tendenz bestätigt gelten.

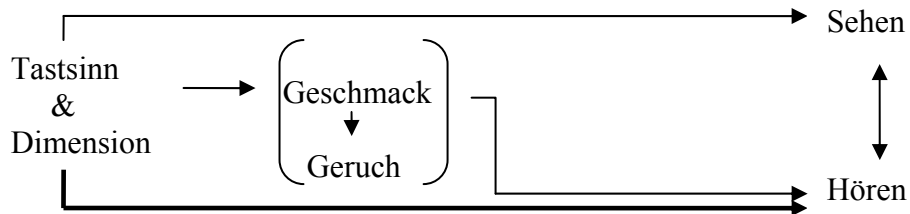
3.2.5. Zusammenfassung der Ergebnisse

Im Folgenden sollen die bisher erarbeiteten Ergebnisse zusammengefasst und in ein einheitliches Schema integriert werden. Es gilt erneut zweierlei zu betonen:

- I. Die Ergebnisse stellen übereinzelsprachliche Tendenzen und keine Universalien dar.
- II. Die Ergebnisse sind (im Sinne ULLMANNs) als statistische Tendenzen aufzufassen, die keinen Absolutheitsanspruch erheben (vgl. Kapitel 3.1.1., S.14).

Auf Basis dieser Prämissen wird das folgende Schema übereinzelsprachlicher Tendenzen vorgeschlagen:

Abbildung 5):



Obwohl die Graphik auf dem von WILLIAMS (1976) entworfenen Schema basiert und die Pfeile in gleicher Funktion verwendet werden, integriert es nun auch die Ergebnisse anderer Autoren. Während viele Annahmen bestehen bleiben, liegen auch einige zentrale Änderungen vor:

- Anders als bei WILLIAMS wird hier die Kategorie FARBE zu SEHEN erweitert. Dies geschieht vor allem aus dem Grund, dass Fügungen wie *weiches Licht* oder *warmer Blick* zuvor in keine adäquate Zielkategorie eingeordnet werden konnten.
- Eine weitere Änderung betrifft den erwähnten engen Zusammenhang zwischen Geschmacks- und Geruchssinn, der graphisch durch eine Klammer veranschaulicht wird.
- Zentrale Umgestaltungen ergaben sich ferner im Hinblick auf die Kategorie ‚Dimension‘. Wenn man – analog zu WILLIAMS und einigen anderen Autoren – diese Einteilung beibehalten möchte, gilt es Folgendes zu beachten.
 - (1) Zum einen sind Dimensionsadjektive in einem besonderen Maße polysem. Eine genaue Bestimmung der Primärbedeutung gestaltet sich entsprechend als schwierig (vgl. u.a. Kapitel 3.2.1., S.18).
 - (2) Weiterhin erfüllt diese Kategorie wie auch der Tastsinn fast immer eine ‚Geberfunktion‘. Entsprechend nimmt ‚Dimension‘ die Position direkt unter dem Tastsinn ein.

- Zudem liegt eine besonders enge Verbindung zwischen den Hauptgebern ‚Tastsinn‘ und ‚Dimension‘ und dem Hauptnehmer ‚Hörsinn‘ vor. Dies wird durch eine fett gedruckte Linie verdeutlicht.

Weiterhin ist die vorliegende Graphik nicht mehr als rein diachronische Darstellung zu verstehen. Diese Integration von synchronischen und diachronischen Analysen scheint aus folgendem Grund zulässig: Es konnte gezeigt werden, dass beide Vorgehensweisen zu vergleichbaren Ergebnissen führten. Auch wenn für einige Fälle divergierende Zuordnungen gefunden wurden, vgl. erneut die Wendung *heller Ton*, stimmen beide Betrachtungsweisen im Hinblick auf übergeordnete Thesen überein. Wertet man beispielsweise *heller Ton* als synchrone synästhetische Metapher, ergäbe sich ein Übergang von der Kategorie Sehen zu der Kategorie Hören, was mit dem postulierten Übergangsschema (vgl. Abbildung 5) konform ist. Aber auch die historische Variante, z.B. *hell* in der Wendung *helle Farbe*, ergäbe einen legitimen Übergang von der Kategorie Hören zu Sehen (vgl. Abbildung 5).

Im Hinblick auf die genannten Ergebnisse stellt sich erneut die Frage nach potentiellen Verknüpfungsmustern synästhetischer Metaphern. Worin besteht der ‚Leim‘ der jene Fügungen verbindet? Hierzu wurde bereits die Vermutung einer affektiven Verbindung bestimmter Qualitäten geäußert (vgl. Kapitel 3.2.2, S.32). In diesem Kontext kann gefragt werden, inwieweit eine solche ‚affektbesetzte‘ Korrespondenz auch für die Geberkategorie ‚Dimension‘ zutrifft. Man könnte vermuten, dass die ‚gebenden‘ Dimensionsadjektive weniger eine Übertragung der Qualität als eine der Quantität oder Intensität leisten. Hierbei ist jedoch eine genaue Betrachtung der jeweiligen Funktion von Dimensionsadjektiven wichtig. Während diese einerseits in Fügungen wie *hohe Temperatur* oder *tiefer Blick* als eine Art ‚Intensitätsmarker‘ verstanden werden können (gleiches gilt auch für einige der erwähnten Fügungen anderer Sprachen, z.B. Suaheli groß = laut → also intensiver an Lautstärke), sind auf der anderen Seite durchaus dimensionale Modifikationen von Qualitäten möglich (vgl. Fügungen wie *hoher Ton* oder *flacher Geschmack*).

Eine Möglichkeit, qualitative und quantitative Verknüpfungen auf einen Nenner zu bringen, liefert GROSS (2002: 72), indem sie betont, dass es vor allem

„Antonyme [...] sind, die synästhetisch verwendet werden“. Weiterhin merkt sie an:

„All diese Paare haben gemeinsam, daß sie [...] durch ein quantitatives oder qualitatives Plus bzw. Minus gekennzeichnet sind, daß also der eine Pol ein Mehr, der andere ein Weniger an Intensität, Ausdehnung, Menge oder Nachdruck transportiert“ (GROSS 2002: 72).

Obwohl diese Annahme plausibel scheint, bleibt die Frage nach einem präzisen Verknüpfungsschema, das auch die Erklärung der vorliegenden Übergangsrichtungen erlaubt, unbeantwortet. Gerade in diesem Zusammenhang bedienen sich die Autoren häufig biologischer Begründungen und ergänzen ihre sprachwissenschaftlichen Aussagen mit wahrnehmungspsychologischen Argumenten. Bevor auch hier der Blick auf Wahrnehmungsgrundlagen gerichtet wird, soll eine erneute Eingrenzung des Betrachtungsgegenstandes erfolgen:

Während bisher sowohl synästhetische Metaphern poetischer als auch alltagssprachlicher Art in die Analyse integriert wurden, sollen im weiteren Verlauf nur noch letztere fokussiert werden, da diese im Hinblick auf Wahrnehmungsgrundlagen relevanter erscheinen.

4. Erklärungsansätze

4.1. Biologische Grundlagen

Die zentrale Frage dieses Kapitels lautet: Findet eine Zusammenarbeit der Sinne statt, und wenn ja, wie ist diese geartet? Dies betrifft die ‚normale‘ Perzeption. Um potentielle Antworten zu finden, erscheint eine kurze Darstellung der Verarbeitung von Sinnesreizen unumgänglich. Diese erfolgt chronologisch, wobei ein Einblick geliefert werden soll und keine erschöpfende Darstellung angestrebt ist. Anschließend folgt die Fokussierung von psychophysischen und entwicklungspsychologischen Aspekten der intermodalen Verarbeitung. Zuletzt soll – im Rückbezug auf neurophysiologische Grundlagen – ein mögliches Erklärungsmodell skizziert werden.

4.1.1. Neurophysiologische Grundlagen

Der Fokus auf den Beginn eines Wahrnehmungsprozesses führt uns erneut zu den einzelnen Sinnen bzw. Sinnesorganen, für die bereits festgehalten wurde, dass

ihre Einteilung stark vereinfachten Prinzipien folgt. In den Sinnesorganen befinden sich Rezeptoren, die so spezialisiert sind, dass sie „auf bestimmte für sie spezifische Reize optimal [...] reagieren (BIERBAUMER / SCHMIDT 2006: 302). Diese spezifischen Reize bezeichnet man auch als „adäquate Reize“ (BIERBAUMER / SCHMIDT 2006: 302). Der Mensch besitzt somit unterschiedliche Rezeptoren, die für ungleiche Reize sensitiv sind. Entsprechend ist zu diesem Zeitpunkt noch eine deutliche Trennung der einzelnen Sinnesmodalitäten zu verzeichnen. Hierbei kann einschränkend angemerkt werden, dass Sinnesorgane nicht ausschließlich auf adäquate Reize reagieren. „So können z.B. alle Sinnesorgane durch elektrischen Strom erregt werden“ (BIERBAUMER / SCHMIDT 2006: 302). Nichtsdestotrotz erfolgt der ‚Eingang‘ der Sinnesreize erst einmal an getrennten ‚Türen‘. Insgesamt kann festgehalten werden, dass „die komplexen Reizmuster, die [...] an den Rezeptorflächen eintreffen, [...] die Basis für die Wahrnehmung dar[stellen]“ (GOLDSTEIN 2002: 10).

In einem zweiten Schritt kommt es zum sogenannten „Transduktionsprozess“ (BIERBAUMER / SCHMIDT 2006: 302): Dies bedeutet, dass die von den Rezeptoren aufgenommenen Reizmuster in bioelektrische Signale umgewandelt werden. Oberflächlich gesehen, kann dieser Prozess als „Signalumwandlung von einem Medium in ein anderes“ (GOLDSTEIN 2002: 10) verstanden werden. Allerdings ist die Transduktion weitaus komplexer: „Sie ist Signalumwandlung, Selektion und Verarbeitung in einem“ (GOLDSTEIN 2002: 10).

In einem dritten Schritt (natürlich erfolgen alle genannten Prozesse innerhalb kürzester Zeit) findet die neuronale Verarbeitung statt: „Die bioelektrischen Signale werden sodann in den Neuronen in Nervenimpulse oder Spikes²² umgewandelt“ (GOLDSTEIN 2002: 11). Diese Form der Signale „ist die einheitliche Sprache des Gehirns“ (ebd.). Da dieser Prozess ermöglicht, „dass verschiedene Sinnessysteme [...] direkt miteinander kommunizieren können“ (GOLDSTEIN 2002: 11), erscheint er für die Zusammenarbeit der Sinne konstitutiv und soll detaillierter betrachtet werden. Hierzu sind zunächst die Neuronen von Interesse, in denen die Weiterleitung der Reize stattfindet. Diese bestehen aus:

„einem Zellkörper, der einen Zellkern und andere für die lebende Zelle notwendige Stoffwechselmechanismen enthält, ferner aus Dendriten, die wie Äste der Zellkörper erscheinen und elektrische Signale von anderen Nervenzellen empfangen, und aus

²² Die Ausdrücke *Nervenimpulse* und *Spikes* sind synonym.

einem Axon oder einer Nervenfaser, einem flüssigkeitsgefüllten Fortsatz, der elektrische Signale weiterleitet“ (GOLDSTEIN 2002: 26).

Da sich die Neuronen in feuchter Umgebung befinden, funktioniert die Weiterleitung elektrischer Signale anders als beispielsweise bei einem Elektrokabel:

„Der Schlüssel zum Verständnis der ‚nassen‘ elektrischen Signale von Neuronen liegt in der Beschaffenheit der flüssigen Umgebung des Neurons. Neuronen sind in eine Lösung eingebettet, die reich an Ionen ist; das sind elektrisch geladene Moleküle“ (GOLDSTEIN 2002: 26 / 27).

Würde man ein einzelnes Axon (= eine Nervenfaser) auf seine Ionen hin untersuchen, so ließe sich feststellen, dass es im Inneren einen Überschuss an negativen Ladungen gegenüber der äußeren Umgebung gibt. Diese negative Ladung der Nervenfaser von -70 mV nennt man das „Ruhepotential des Neurons, weil das Neuron diese Ladung hat, wenn es inaktiv ist“ (GOLDSTEIN 2002: 27). Zusammenfassend gesagt, ändert sich bei der Aufnahme eines Reizes dieses Ruhepotential, indem es im Innenbereich des Axons zu einem Anstieg positiver Teilchen kommt.

„Diese schnelle Ladungsänderung in der Faser tritt jedoch nicht nur an einer Stelle auf, sondern wandert die Faser entlang und erzeugt so unser ‚nasses‘ elektrisches Signal, den Nervenimpuls“ (GOLDSTEIN 2002: 27).

Man spricht bei diesen Nervenimpulsen im Gegensatz zum Ruhepotential eines Neurons von Aktionspotentialen (oder auch vom ‚Feuern der Neurone‘).²³

Im Folgenden soll kurz auf zentrale Eigenarten der Aktionspotentiale hingewiesen werden: „Ein Nervenimpuls ist zunächst einmal eine fortgeleitete Reaktion: Ist sie einmal ausgelöst, pflanzt sie sich unaufhaltsam durch das ganze Axon fort“ (GOLDSTEIN 2002: 28). Ferner folgen Aktionspotentiale dem sogenannten „Alles-oder-nichts-Gesetz der Erregung“ (BIERBAUMER / SCHMIDT 2006: 37), welches besagt, dass das Erreichen einer bestimmten Schwelle (im Hinblick auf die erwähnte Ionenkonzentration) unausweichlich zu einem Aktionspotential führt. Dies bedeutet, „dass alle Nervenzellen völlig einheitliche Aktionspotentiale oder, kürzer gesagt, Impulse zu den mit ihnen verbundenen Zellen aussenden“ (BIERBAUMER / SCHMIDT 2006: 37). Eine Veränderung der Reizintensität beeinflusst somit nicht die Amplitude der Nervenimpulse. Entsprechend kann die weiterzugebende Information „nicht in der Form der Impulse enthalten (kodiert,

²³ Eine ausführlichere Darstellung findet sich bei BIERBAUMER / SCHMIDT (2006: 34f.).

verschlüsselt) sein. Vielmehr überbringt ihre Anzahl pro Zeiteinheit [...] die jeweils wichtige Mitteilung“ (BIERBAUMER / SCHMIDT 2006: 38). Betrachten wir als Beispiel einen Druck auf unserer Haut, der nach und nach stärker wird. Diese veränderte Reizintensität führt nicht zu veränderten Nervenimpulsen oder Aktionspotentialen, sondern wird mittels ihrer Frequenz kodiert. Je stärker der Reiz, desto häufiger ‚feuert‘ die Zelle, aber nicht stärker. Es gilt zu betonen, dass diese Kodierung bei allen Sinnesreizungen gleich funktioniert. So wird beispielsweise ein Ton, ein Geruch oder auch ein visueller Input in dieselbe Form, nämlich in Aktionspotentiale übersetzt. Entsprechend kann hier auf einer sehr basalen Ebene ein erster Hinweis auf die parallele Verarbeitung verschiedener Sinnesreizungen gefunden werden. Insgesamt ist somit die Impulsfrequenz „die Sprache oder der entscheidende Code der Neurone und damit des Nervensystems“ (BIERBAUMER / SCHMIDT 2006: 38).

Mit diesen neuronalen Vorgängen ist aber zunächst noch nichts über Empfindungen ausgesagt. Diese sollen nun Beachtung finden. Obwohl es banal erscheint, gilt es festzuhalten, dass mit der – über Aktionspotentialfrequenz kodierten – Reizstärke auch eine empfundene Reizstärke einhergeht. Je stärker der Reiz und entsprechend größer die Häufigkeit des Neuronenfeuerns, desto stärker wird der Reiz auch empfunden.²⁴ Mit Zusammenhängen dieser Art beschäftigt sich die Psychophysik, die ebenfalls Aussagen über intermodale Korrespondenzen machen kann. Hier werden die Versuche von LAWRENCE MARKS relevant.

4.1.2. Intermodale Analogien und Empfindungen

In fast all seinen Versuchen geht es LAWRENCE MARKS darum zu zeigen, dass auch bei ‚gewöhnlichen‘ Menschen ohne Fähigkeit zur Synästhesie Wahrnehmungsäquivalenzen diagnostizierbar sind. Hierbei fokussiert er vornehmlich Zusammenhänge zwischen dem visuellen und auditiven Sinn. In einem für ihn typischen Versuchsaufbau bietet MARKS (1974) seinen Testpersonen Quadrate dar, deren ‚Farbe‘ von schwarz bis weiß variiert. Parallel

²⁴ Ganz so einfach ist diese Gleichung jedoch nicht, da auch Aufmerksamkeitsprozesse und Bewusstsein eine sehr zentrale Rolle einnehmen. Beispielsweise gibt es auch subliminale oder unbewusste Wahrnehmung, was bedeutet, dass eine Reizwahrnehmung „ohne damit verbundenes, subjektives Erleben“ (KIEFER 2008: 185) erfolgt. S.f.W. KIEFER (2008: 156 - 187), MÜLLER / KRUMMENACHER (2008: 103 - 150).

werden die Versuchspersonen aufgefordert, diesen Quadraten reine Töne unterschiedlicher Höhe (pitch) zuzuordnen. Zentralerweise erfolgt die Zuordnung beider Größen bei fast allen Testpersonen gleich, so betont MARKS (1974: 173): „Nearly all repeatedly set increasing pitch to increasing brightness“.

Neben den erwähnten klassischen ‚Zuordnungsexperimenten‘ verwendet MARKS weitere experimentelle Designs. So sichert er seine Hypothesen beispielsweise auch über Reaktionszeitexperimente ab. Die zugrunde liegende Idee besteht darin, dass eine Reaktion auf einen Stimulus, beispielsweise einen Ton, der im Hinblick auf seine Helligkeit (pitch) beurteilt werden soll, dann schneller erfolgt, wenn ein zusätzlicher ‚passender‘ Stimulus einer anderen Modalität gezeigt wird (z.B. wiederum ein graues Quadrat, das dem Ton in seiner Helligkeit entspricht). Tatsächlich finden sich bei Äquivalenz der Stimuli verkürzte Reaktionszeiten (vgl. MARKS 1990: 32), was erneut für Wahrnehmungskorrespondenzen spricht. Neben dem genannten Zusammenhang von Tonhöhe (pitch) und Helligkeit, verzeichnet MARKS zusätzliche intermodale Analogien:

- Lautstärke und Helligkeit – je heller desto lauter und umgekehrt – (MARKS, HAMMEAL, BORNSTEIN 1987: 34 - 50),
- Tonhöhe und Größe – tiefere Töne korrespondieren mit größeren Objekten und andersherum – (MARKS, HAMMEAL, BORNSTEIN 1987: 51 - 66), sowie
- Tonhöhe und Form – eckige Objekte entsprechen eher hohen Tonfrequenzen, runde hingegen niedrigen (MARKS 1987: 392).²⁵

Insgesamt sollte ein zentrales Merkmal der genannten Analogien nicht unerwähnt bleiben:

„Extensive analysis of the cross-modal equivalences shows them to be largely relational, not absolute [...]. What matters is not the particular level of pitch or of brightness, but their relation“ (MARKS 1990: 32f.).

Eine weitere Frage betrifft den Grad der Wahrnehmungsfundierung: Sind die besprochenen Äquivalenzen Resultat eines Lernprozesses oder intrinsisch zugrunde liegende Wahrnehmungskategorien? Um der Beantwortung dieser Frage

²⁵ Obwohl GROSS (2002: 63) erwähnt, dass MARKS ebenfalls „Tonhöhe mit räumlicher Höhe“ in Beziehung setzt, konnte diese Korrespondenz nicht in der von ihr angegebenen Quelle (MARKS 1990: 36), aber auch in keinem der anderen vorliegenden Werke von MARKS gefunden werden. Diese Analogie wäre jedoch vor allem im Hinblick auf die sprachliche Korrespondenz von Dimension und Hörsinn höchst interessant. Ein mögliches Resultat dieser Wahrnehmungsanalogie könnte auch in unserem klassischen Notationssystem von Tonhöhen als Noten zu finden sein. Auch hier korrespondieren höhere Töne mit einer höheren räumlichen Position und umgekehrt.

näherzukommen, bezogen MARKS, HAMMEAL und BORNSTEIN (1987) Kinder in ihre Analyse mit ein und kamen zu dem Ergebnis, dass bereits Vierjährige in der Lage waren, intermodale Korrespondenzen festzustellen (vgl. MARKS, HAMMEAL, BORNSTEIN 1987: 70). Insgesamt ist gerade der Bereich der Entwicklungspsychologie für die Diskussion um intermodale Wahrnehmung nicht zu vernachlässigen. So wird bei Kindern bzw. Säuglingen die Frage relevant, ob bereits getrennte Wahrnehmungsmodalitäten vorliegen. Hierzu herrschen unterschiedliche Meinungen. Beispielsweise plädiert DAPHNE MAURER für eine ganzheitliche frühkindliche Wahrnehmung und betont: „All of the data are consistent with the hypothesis that the young infant confuses input from different senses, that is, is synaesthetic“ (MAURER 1997: 237). Auch JOHN HARRISON (2007: 20) zieht dies in Erwägung und bemerkt: „Wir waren also möglicherweise alle einmal Synästhetiker“. Um seine These zu untermauern, nennt er Ergebnisse aus EEG-Studien: „Wenn man ein Neugeborenes mit einem Hörreiz konfrontiert, beobachtet man [...] erstaunlicherweise ein Signal, das aus der Sehrinde stammt“ (HARRISON 2007: 18f.). Entsprechend nimmt er an, „dass bei Neugeborenen temporäre Nervenbahnen vorhanden sind, über die akustische Informationen in visuelle Hirnregionen gelangen“ (HARRISON 2007: 20).

Andere Autoren gehen zumindest indirekt von getrennten Sinnesmodalitäten aus und untersuchen, „wie Säuglinge spezifische (in der Regel zwei) Wahrnehmungsbereiche [...] miteinander in Bezug setzen“ (GROSS 2002: 66). Ein klassisches Experiment, das auf dieser Annahme beruht, stammt von MELTZOFF und BORTON (1979: 403f.): Hierbei saugten Babys, die einen Monat alt waren, entweder an einem glatten oder einen genoppten Schnuller, welchen sie während des gesamten Experimentes nicht sahen. Anschließend wurden ihnen Bilder beider Schnuller präsentiert und die Säuglinge schauten jeweils den Schnuller signifikant länger an, den sie zuvor im Mund hatten. Hieraus schloss man, dass Kinder bereits sehr früh die Fähigkeit zu intermodaler Wahrnehmung besitzen.

Insgesamt gibt es also deutliche Analogien zwischen den einzelnen Modalitäten. Entsprechend stellt sich die Frage: Wie kommen diese (gefühlten) Korrespondenzen zustande?

4.1.3. Integration

Bereits ARISTOTELES stellte in seiner Schrift „De Anima“ Vermutungen über Sinnesentsprechungen an (vgl. BÖHME 2002: 49). Gemäß BÖHME (2002: 49) beschäftigte er sich damit, „wie es möglich sei, Daten aus verschiedenen Sinnesbereichen zu vergleichen bzw. zu unterscheiden. Er meinte, dazu wäre es nötig, dass sie in irgendeinem Sinne eine Einheit darstellen“. Für diese Einheit nahm er einen ‚Gemeinsinn‘ an, der jedoch nicht als zusätzlicher Sinn gedacht war, sondern im Sinne einer Integrationsleistung verstanden werden muss (vgl. BÖHME 2002: 49). Eine analoge Vorstellung findet sich in HERDERS Schrift: „Über den Ursprung der Sprache“ (1770):

„Wie hängt Gesicht und Gehör, Farbe und Wort, Duft und Ton zusammen? Nicht unter sich in den Gegenständen; aber was sind denn diese Eigenschaften in den Gegenständen? Sie sind bloß sinnliche Erfahrungen in uns, und als solche fließen sie nicht Alle in Eins? Wir sind ein denkendes sensorium commune, nur von verschiedenen Seiten berührt – da liegt die Erklärung“ (HERDER 1959: 49).

Zentralerweise scheinen sämtliche Autoren die Ansicht zu teilen, dass die Korrespondenzen nicht in den Gegenständen oder der Außenwelt liegen, sondern innerhalb des Betrachters. Entsprechend vermerkt MARKS (1990: 40):

„There is nothing ‘out there’ in brightly glowing objects and high pitched sounds that makes them alike. But there is something in common within our perception itself – and if we wish to be optimistically reductionistic, something in common in the activity of the visual and auditory nervous systems“.

In diesem Zusammenhang wird ein Rückbezug auf neurophysiologische Grundlagen relevant. So zeigten sich in den Versuchen von LAWRENCE MARKS ‚relationale‘ Analogien, bei denen Reizintensitäten oder Stärken der verschiedenen Modalitäten miteinander in Beziehung gesetzt werden konnten. Diese Möglichkeit der ‚Analogiebildung‘ wird erneut durch das ‚universelle‘ Kommunikationsmittel im menschlichen Nervensystem, die Aktionspotentiale, ermöglicht. Eine Ähnlichkeit in der Wahrnehmung könnte entsprechend in der gleichförmigen Neuronenkodierung der Intensitäten zustande kommen. Wie aber ist ein Vergleich oder eine Integration dieser Informationen möglich? Um der Beantwortung dieser Frage näherzukommen, muss die weitere (höhere) Verarbeitung von Sinnesreizen fokussiert werden. Hierbei werden die Nervenimpulse, die über weitere chemische und elektrische Vorgänge übertragen und gebündelt werden, „zu sinnesspezifischen Hirnarealen weitergeleitet“ (GOLDSTEIN 2002: 26). Entsprechend wird ein Begriff relevant, der zunächst

wieder eine deutliche Trennung der Sinne nahe legt: Modularität. Dieser Ausdruck impliziert, dass „jede Sinnesmodalität [...] ein bestimmtes Zielgebiet im cerebralen Cortex [besitzt]“ (GOLDSTEIN 2002: 32). Zudem besagt er, dass bestimmte, voneinander abgrenzbare, Regionen spezifischen Funktionen dienen. Forciert wurde die Annahme eines modulhaften Aufbaus unter anderem von JERRY FODOR, der in seinem Buch „The modularity of mind“ (1983) für eben jene abgrenzbaren Areale plädiert. Obwohl diese Ansicht weithin akzeptiert ist und durch Läsionsstudien sowie moderne bildgebende Verfahren Bestätigung findet (vgl. GOLDSTEIN 2002, BIERBAUMER 2006), muss darauf hingewiesen werden, dass es gegenteilige Meinungen gibt (z.B. ENGEL / KÖNIG / SINGER 1994: 42).

Auch wenn wir das Postulat eines modularen Kortexes akzeptieren, gehen sämtliche kognitive Funktionen (aber auch beispielsweise der Prozess der Objekterkennung) über eine strikte Lokalisation hinaus. Entsprechend betonen ANDREAS ENGEL, PETER KÖNIG und WOLF SINGER (1994: 42):

„Wie man heute annimmt, beruhen fast alle kognitiven Funktionen auf einer parallelen Verarbeitung von Informationen, an der stets viele Hirnareale beteiligt sind. Insbesondere mehren sich die Hinweise, daß neuronale Repräsentationen der Außenwelt – also jene Aktivitätsmuster, in denen das Gehirn die enthaltenen Informationen darstellt und speichert – nie strikt lokalisiert, sondern hochgradig verteilt sind“.

Bereits bei der Objekterkennung innerhalb einer Modalität stellt sich die Frage, wie einzelne Merkmale, die wir völlig mühelos und automatisch zu einem Objekt zusammenfassen, neuronal integriert werden. Dies betrifft das sogenannte „Bindungsproblem“ (ENGEL / KÖNIG / SINGER 1994: 42), welches EMRICH (2002: 25) wie folgt definiert:

„In der Gegenwartsforschung spricht man dieses Problem als ‚intermodale Integration‘ an, als ‚binding‘-Problem im Gehirn. Hierunter versteht man das Phänomen, daß kognitive Systeme im Bewusstseinsakt bei der Wahrnehmung eine bestimmte Form der Integration leisten, die beinhaltet, daß alle verschiedenen, z. T. divergenten, z. T. widersprüchlichen Aspekte des Wahrnehmungsgehaltes [...] auf ein einheitliches Cogito bezogen werden können“.

Betrachtet man einen einfach erscheinenden Gegenstand, beispielsweise einen rollenden roten Ball, so bemerkt GOLDSTEIN (2002: 136): „Wir nehmen [...] den Ball als ‚Ganzen‘ wahr – wir sehen einen rollenden, roten Ball, kein getrenntes ‚Rollen‘, ‚Rotsein‘, ‚Rundsein‘ und einen davon getrennten Ort“. Hier stehen wir also auf neurobiologischer Ebene vor eben jenem Integrationsproblem, welches bereits von ARISTOTELES und anderen formuliert wurde: Wie können die einzelnen Merkmale, die, auch bereits für den visuellen Sinn geltend, an

verschiedenen Orten verarbeitet werden, zu einem Ganzen integriert und entsprechend ineinander überführt bzw. miteinander verglichen werden? Zu diesem Zweck gibt es „keine Stelle im Gehirn, an der die verschiedenen Informationen zusammenlaufen, kein Zentrum, das mit allen Arealen verschaltet wäre“ (ENGEL / KÖNIG / SINGER 1994: 42). Aus diesem Grund könnte eine potentielle Antwort auf die Integrationsfrage erneut innerhalb des neuronalen Codes, also den Aktionspotentialen, liegen. Ein entsprechender Vorschlag stammt von ANDREAS ENGEL und Kollegen, die sich auf Ansätze von CHRISTOPH VON DER MALSBURG berufen (vgl. ENGEL / KÖNIG / SINGER 1994: 42). Sie nehmen an, dass „räumlich verteilte Neuronen durch Synchronisation ihrer Entladungen zu Ensembles zusammengefasst werden“ (ENGEL / KÖNIG / SINGER 1994: 42). Auf das Ballbeispiel bezogen, hieße dies:

„Wenn die Neuronen, die auf Farbe, die Bewegung und die Form unseres Balls ansprechen, synchron feuern, so bedeutet dies demzufolge, dass alle drei Qualitäten zum selben Objekt gehören“ (GOLDSTEIN 2002: 137).

Entsprechend könnte ein oszillatorisches bzw. synchrones Feuern von Neuronen ebenfalls eine Möglichkeit der Kodierung von Wahrnehmungskorrespondenzen sein. Ähnliches postuliert auch LAWRENCE MARKS (1974: 185) hinsichtlich der Integration verschiedener Modalitäten: „It might be a common, innately neurophysiological code: certain spatiotemporal patterns of nerve impulses that underlie both auditory and visual brightness, for example“. Für das Zusammenspiel der von ihm untersuchten Größen vermutet er:

„Perhaps both loudness and pitch resemble brightness to the extent that the temporal properties of neural activity in the auditory nervous system ‘match’ those in the visual system“ (MARKS 1987: 73).

Im Hinblick auf die Bindungsthematik aber auch auf die neuronale Verarbeitung höherer kognitiver Prozesse bestehen noch vielerlei Unklarheiten. Aus diesem Grund muss festgehalten werden, dass es sich bei den dargestellten Möglichkeiten um Vermutungen handelt. Diese stellen jedoch prüfenswerte Hypothesen dar.

Insgesamt ist unumstritten von einer Zusammenarbeit der Sinne auszugehen und auch intermodale Analogien können als gegeben angenommen werden.

4.1.4. Verhältnisse

Die erwähnten Ergebnisse führen zu einer weiteren zentralen Fragestellung: Wie ist das exakte Verhältnis von Wahrnehmung und Sprache? Genauer geht es um die Komponenten Wahrnehmung, Semantik und einen potentiellen dritten Bereich, der konzeptionellen Struktur oder Konzeption. Bezüglich dieser Unterteilung herrschen jedoch durchaus divergierende Annahmen:

Während man in der Psychologie konzeptuelle und semantische Einheiten und Strukturen oft weitgehend fraglos gleichsetzt, wird in der Linguistik noch intensiv diskutiert, ob und inwieweit konzeptuelles und semantisches Wissen identisch sind. Mittlerweile gibt es zu dieser Frage verschiedene Erklärungsansätze. In der holistischen Semantik und in der Cognitive Grammar werden konzeptuelle und semantische Einheiten gleichgesetzt. [...] Die Zwei-Stufen-Semantik postuliert dagegen eine Unterscheidung zwischen Konzepten, die dem konzeptuellen System zugeordnet werden, und Bedeutungen, die dem sprachlichen Wissen angehören [...]“ (SCHWARZ 1996: 15).

Die konzeptuelle Struktur kann, sofern sie überhaupt von semantischen Strukturen unterschieden wird, als eine Zwischenstufe gedacht werden, in der sowohl die „Bedeutungsrepräsentation sprachlicher Ausdrücke“ (BUSSMANN 2002: 380) als auch „visuelle, taktile, motorische u.ä. Information“ (ebd.) verarbeitet und berücksichtigt werden. Konzepte sind also „nicht notwendig sprachgebunden“ (ebd.). Hinsichtlich dieser Einteilung und der Abgrenzungskriterien bestehen jedoch erneut kontroverse Meinungen. Beispielsweise geht die Zwei-Ebenen-Semantik, die von BIERWISCH und LANG begründet wurde, von einer Trennung der Konzeption und Bedeutungen aus. Obwohl auch im Hinblick auf diesen Ansatz keine einheitliche Sichtweise herrscht, lassen sich die zentralen Aussagen gemäß MAIENBORN wie folgt zusammenfassen:

„Auf der semantischen Ebene werden die kontextunabhängig gegebenen, grammatisch signifikanten Bedeutungsanteile erfasst. Damit bleibt die konzeptuelle Ebene, die auch anderen kognitiven Subsystemen, etwa dem visuellen System, als Repräsentationsebene zugänglich ist, den außersprachlichen Bedeutungsanteilen vorbehalten. Die Basiseinheiten des konzeptuellen Systems beanspruchen in jedem Fall einzelsprachübergreifende, ggf. kulturspezifisch variierende, im Idealfall aber universale Gültigkeit“ (MAIENBORN 1996: 32).

Gemäß diesen Aussagen könnte die konzeptuelle Ebene tatsächlich als eine Brücke zwischen Wahrnehmung und Semantik verstanden werden. Diese Annahme vertritt auch MARINA RAKOVA und bezieht ihre Analysen explizit auf synästhetische Metaphern. Hierbei betont sie:

„I suggest that there is nothing to prevent one from thinking that ‘bright’ does not *properly* describe stimuli only in the visual modality, but also stimuli in other

modalities, even though the physical properties depicted by 'bright' in 'bright light' and 'bright music' are not the same. A better way to phrase this is to say that the concept BRIGHT [...] that one entertains with bright music or bright lights is one and the same psychologically primitive concept BRIGHT" (RAKOVA 2003: 68).

Entsprechend postuliert RAKOVA eine konzeptuelle Ebene, auf der die polysemen Ausdrücke mittels eines gemeinsamen amodalen Konzepts verbunden und abgebildet werden. Ihr Vorschlag einer möglichen konzeptuellen Einheit ist zwar schwer nachzuweisen, stellt aber gerade im Hinblick auf die Dimensionsadjektive eine interessante Perspektive dar. Tatsächlich verhärtet sich hier der Eindruck einer Existenz amodaler Konzepte. Parallel merkt KLAUS ROBERING an:

„Andererseits lassen sich die Ausdehnungen, die die Dimensionsadjektive thematisieren, visuell (etwa: sieht dick aus) wie auch taktil (fühlt sich dick an) beurteilen, was darauf hindeutet, dass für diese Adjektive eine modalitäts-unabhängige, übergreifende konkret-räumliche Struktur relevant ist“ (ROBERING 2005: 1551).

Auch in diesem Zusammenhang wird erneut der hohe Anteil der polysemen Dimensionsadjektive bedeutsam. So zeichnen sich diese, wie bereits bei der Sinneseinteilung erwähnt (vgl. Kapitel 3.1.2., S.18), dadurch aus, „dass sie eine Reihe der – gemessen am adjektivischen Gesamtwortschatz seltenen – hochgradig polysemen Wörter liefern“ (ROBERING 2005: 1549). Entsprechend werden diese Adjektive in völlig unterschiedlichen Bereichen verwendet und der modalitätsspezifische Charakter – dass 'hoch' beispielsweise vornehmlich visuell erfasst wird – gerät in den Hintergrund.

Zusammenfassend gesagt, ist RAKOVAS Vorschlag einer möglichen konzeptuellen Einheit schwer zu belegen. Zudem werden sowohl die konzeptuellen Strukturen selbst als auch die potentiellen Verhältnisse der verschiedenen Größen von vielen Autoren derartig kontrovers diskutiert, dass sowohl von einer detaillierten Darstellung dieser Relationen als auch einer Fokussierung der konzeptuellen Ebene abgesehen werden soll (s.f.W. JACKENDOFF 1990 oder zur Zwei-Ebenen-Semantik: BIERWISCH & LANG 1987). Es bleibt die allgemeinere Frage: Welches Verhältnis kann zwischen Wahrnehmung und Semantik bzw. Sprache angenommen werden? Es gilt zu betonen, dass Wahrnehmung Sprache nicht determiniert. Zugleich konnte jedoch gezeigt werden, dass in Bezug auf den hier relevanten Betrachtungsgegenstand sowohl in der Wahrnehmung als auch in den sprachlichen bzw. semantischen Strukturen intermodale Analogien zu finden sind. Entsprechend drängt sich die Vermutung auf, dass sprachliche Strukturen

durchaus mit Wahrnehmungserfahrungen korrespondieren. Beispielsweise nimmt MARK JOHNSON in seinem Buch „The body in the mind“ (2000) an, dass unser Begriffssystem zu einem Großteil in der Wahrnehmung verankert ist. Ebenfalls argumentiert LINDA B. SMITH:

„Perception is not ‘mere’; rather, it is itself an abstract system of relations. Knowledge is more than perception. But perception is the likely source of some quite abstract ideas and most surely plays a critical role in constraining cognition and language“ (SMITH 1987: 95).

Für den konkreten Fall synästhetischer Fügungen schlägt MARKS einen „multimodalen“ Wahrnehmungsraum vor, in dem sich sprachliche Prozesse gewissermaßen supplementär dem Wahrnehmungswissen angliedern“ (GROSS 2002: 64). Möglicherweise werden die ähnlich empfundenen Eigenschaften in irgendeiner Form in ‚semantische Korrespondenzen‘, also in synästhetische Ausdrücke ‚übersetzt‘. „Hiermit soll allerdings keineswegs gesagt sein, daß Synästhesien in der Sprache lediglich die Funktion übernehmen, ein Abbild der menschlichen Wahrnehmungsfähigkeiten zu liefern“ (GROSS 2002: 78).

Insgesamt muss festgehalten werden: Wenn auch die Frage nach einem genauen Verhältnis von Sprache und Wahrnehmung bzw. zwischen Wahrnehmung, konzeptueller und semantischer Struktur nicht eindeutig beantwortet werden kann, besitzen sprachliche Synästhesien eine (wie auch immer geartete) Wahrnehmungsgrundlage.

4.1.5. Richtungen?

Zwar konnten auf der Basis neurophysiologischer Grundlagen Korrespondenzen in der Sinnesverarbeitung, nicht aber Richtungen wie z.B. ein primärer Tastsinn etc. festgestellt werden. Eine direkte Erklärung synästhetischer Hierarchien durch die Biologie erscheint somit nicht sinnvoll. Auch der Fokus auf konkrete Fakten, wie z.B. die Tatsache, dass Geschmacks- und Geruchssinn eng zusammenhängen (vgl. z.B. BIERBAUMER / SCHMIDT 2006: 440), sagt noch nichts über die hier postulierten Regularitäten der Übergänge aus. Nur weil beide Sinne kooperieren, lassen sich die statistisch häufigeren Übergänge von Geruchs- zu Geschmacksadjektiven also nicht erklären. Entsprechend wird ein Rückbezug auf sprachwissenschaftliche Argumentationen relevant. Möglicherweise kann die

Begründung der Regularitäten zu einem großen Teil in den fokussierten Fügungen (Adjektivkonstruktionen) selbst gefunden werden. Diese Fügungen stellen den Großteil der hier analysierten synästhetischen Metaphern dar (vgl. Kapitel 2.1., S.5). Entsprechend werden (wie auch beispielsweise in WILLIAMS Studie) vor allem synästhetische Adjektive fokussiert. Genauso gut könnten aber auch andere Wortarten auf ihren synästhetischen Gehalt hin untersucht werden (z.B. Substantive: *Klangfarbe*, *Farbton*). Möglicherweise würden bei diesen völlig andere Muster hierarchischer Übergänge entstehen. Dieser These gilt es im Folgenden nachzugehen. Zu diesem Zweck soll zunächst eine sprachübergreifende Definition von Wortarten zugrunde gelegt werden, auf deren Basis ein Vergleich verschiedener synästhetischer Fügungen aufbauen kann.

4.2. Einflüsse sprachwissenschaftlicher Kategorien

4.2.1. Wortarten

Die folgende Darstellung basiert auf WILLIAM CROFTS „Radical Construction Grammar“, welche unter anderem Wortarten thematisiert. Hierbei beschreibt CROFT zunächst eine „traditional, so-called notional or SEMANTIC CLASS analysis of parts of speech“ (CROFT 2001: 63). Diese Form der Klassifizierung kritisiert er jedoch als unzureichend, wobei er anmerkt: „It is based on the semantic class of lexical items rather than their morphosyntactic behavior“ (CROFT 2001: 63). Entsprechend resümiert er: „For this reason, the notional analysis has been rejected. But in many cases, nothing has really been put in its place“. Auch LANGACKER (1987: 2) merkt im Hinblick auf die Konzeptualisierung der Wortarten kritisch an: „Every linguist relies on these concepts but few, if any are prepared to define them in an adequate, explicit and revealing way“.

Vor diesem Hintergrund erscheint ein neuer – von CROFT vorgeschlagener – Klassifizierungsversuch sinnvoll, der auch im Sprachvergleich Bestand hat. Hierbei bilden zwei Grundannahmen die Ausgangsbasis. Zum einen nimmt CROFT an, dass Substantiv, Verb und Adjektiv keine expliziten einzelsprachlichen Kategorien darstellen. Des Weiteren existieren aber seiner Meinung nach typologische Prototypen, die Substantiv, Verb und Adjektiv genannt werden

sollten (vgl. CROFT 2001: 63). Zusammenfassend gesagt, geht CROFT wie folgt vor: Er bleibt nicht bei einer rein semantischen Beschreibung, sondern setzt die semantischen Klassen (Objekte, Eigenschaften, Handlungen) in Beziehung zu den propositionalen Akten (Referenz, Modifikation und Prädikation). Hieraus ergibt sich eine 3x3 Tabelle, aus der sich die „typological prototypes which should be called noun, verb and adjective“ (CROFT 2001: 63) ablesen lassen (vgl. Tabelle 1).

Tabelle 1):

	Reference	Modification	Predication
Objects	UNMARKED NOUNS	genitive, adjectivations, PPs on nouns	predicate nominals, copulas
Properties	deadjectival nouns	UNMARKED ADJECTIVES	predicate adjectives, copulas
Actions	action nominals, complements, infinitives, gerunds	participles, relative clauses	UNMARKED VERBS

vgl. CROFT (2001: 88)

Die prototypische Kategorie ergibt sich aus dem Markiertheitsgrad der Konstruktionen: „A typological prototype category is a functionally defined category that is typologically unmarked with respect to the relevant constructions“ (CROFT 2001: 88). Im Hinblick auf die Markiertheit bezieht sich CROFT auf GREENBERG und betont: „The marked member is encoded by at least as many morphemes as the unmarked member“ (CROFT 2001: 90). Entsprechend sind die von CROFT postulierten typologischen Prototypen (in der Tabelle fett gedruckt) im Vergleich zu den jeweils anderen Kombinationsmöglichkeiten unmarkiert. Für die einzelnen Wortarten bedeutet dies:

- „I believe that the terms NOUN, ADJECTIVE, and VERB [...] may be used to describe these typological prototypes:
- a. noun = reference to an object
 - b. adjective = modification by a property
 - c. verb = predication of an action“
- (CROFT 2001: 89).

Ausgehend von den vorliegenden Definitionen, gilt es weitere Schlüsse zu ziehen: Es wird vermutet, dass die hier betrachteten Adjektivkonstruktionen einen

Einfluss auf die Richtung der Übergänge und entsprechend auch auf postulierte übereinzelsprachliche Tendenzen haben. Eine logische Konsequenz dieser Annahme wäre, dass sich bei anderen Wortarten, die ebenfalls auf Wahrnehmungen referieren, andere Übergänge ergeben. Zu diesem Zweck rückt im nächsten Kapitel die Analyse von Wahrnehmungsverben in den Blick.

4.2.2. Wahrnehmungsverben

Eine Studie, die typologisch ausgerichtet ist und Wahrnehmungsverben analysiert, stammt von ÅKE VIBERG (1984). Auch er unterteilt analog zu GRIMMS Vorschlag fünf Sinne, was seine Daten weitgehend mit der bisherigen Analyse von Adjektivkonstruktionen vergleichbar macht. Zudem differenziert er verschiedene Verbtypen, wobei drei Komponenten relevant werden:

„The most important general components are called activity, experience, and copulative. The distinction between an activity and an experience is illustrated by pairs such as *look at* vs. *see* and *listen to* vs. *hear*” (VIBERG 1984: 123).

Um die dritte Komponente, die er als ‚copulative‘ bezeichnet, abzugrenzen, führt er den Terminus „base selection“ ein, den er wie folgt definiert:

„Base selection refers to a choice of a grammatical subject among the deep semantic case roles associated with a certain verb. An *experiencer-based* verb takes the animate being that has a certain mental experience as a subject (i.e. both activities and experiences are experiencer based). A *source-based* (alternatively, *phenomenon-based*) verb takes the experienced entity as a subject (e.g. *A looks funny*). A *copulative* expression is defined as a source-based state” (VIBERG 1984: 124).

Ein analoges Schema legt auch VOLKER HARM seiner Dissertation „Regularitäten des semantischen Wandels bei Wahrnehmungsverben des Deutschen“ zugrunde. Er unterteilt ebenfalls agentivische, experientielle und objektorientierte²⁶ Verben (vgl. HARM 2000: 127). Hinsichtlich übereinzelsprachlicher Tendenzen bleiben jedoch VIBERGS Ausführungen zentral: Bei VIBERG ergibt sich aus der Multiplikation der fünf Sinne mit den drei Verbtypen eine Tabelle mit 15 Feldern. Um die Klassifizierung zu veranschaulichen, werden nachfolgend die ersten zwei Zeilen dieser Tabelle für das Englische dargestellt (vgl. Tabelle 2).

²⁶ Diese entsprechen weitgehend der Definition von VIBERG für ‚copulative‘ bzw. ‚source-based‘.

Tabelle 2):

Base-selection: Dynamic system:	Experiencer-based Activity	Experiencer-based Experience (state / inchoative)	Source-based Copulative (state)
Sense modality			
Sight	Peter looked / was looking at the birds.	Peter saw the birds.	Peter looked happy.
Hearing	Peter listened / was listening to the birds.	Peter heard the birds.	Peter sounded happy.

vgl. VIBERG (1984: 125)

Auf der Basis des vorliegenden Schemas entwickelte VIBERG einen Fragebogen, mit dem Entsprechungen dieser 15 Formen in anderen Sprachen ermittelt wurden. Insgesamt wurden 53 Sprachen von 14 unterschiedlichen Sprachfamilien untersucht (vgl. VIBERG 1984: 124). Zentral gestaltet sich die Tatsache, dass auch VIBERGS Korpus eine hohe Anzahl an Polysemien bei den Wahrnehmungsverben aufweist. Zudem nimmt er an:

„It is possible in most cases to establish a basic or prototypical meaning connected to one of the sense modalities. Furthermore, it is possible to predict which extended or secondary meanings can appear“ (VIBERG 1984: 136).

Auch in dieser Hinsicht scheint die Analyse von Wahrnehmungsverben mit der von synästhetischen Adjektiven vergleichbar zu sein. Wie erwähnt, ist eine zentrale Annahme bei der Untersuchung synästhetischer Metaphern, dass die Adjektive einer Ausgangsmodalität zugeordnet werden können (vgl. Implikation II, Kapitel 2.1). So betont auch VIBERG für synästhetische Adjektive parallel zu dem Verlauf bei Wahrnehmungsverben: „The adjectives often extend their meaning from one basic, or prototypical, sense modality to one or more secondary modalities“ (VIBERG 1984: 158). Auch die Verbkonstruktionen könnten somit gewissermaßen als synästhetische Metaphern aufgefasst werden, da bei diesen

ebenfalls die Übertragung einer prototypischen²⁷ Bedeutung aus einer Sinneskategorie (z.B. ‘sehen’) auf eine weitere (z.B. ‘hören’) angenommen wird. Beispielsweise bedeutet *ona* im Swahili ohne weitere Kontextinformationen ‘mit den Augen sehen’ (vgl. VIBERG 1984: 137). Von dieser basalen Bedeutung ausgehend, findet laut VIBERG (1984: 137) eine Bedeutungsextension zu der Kategorie Geschmack statt und *ona* bedeutet somit ebenfalls ‘schmecken’. Zusammenfassend erscheint somit der Vergleich zwischen synästhetischen Adjektiven und Verben legitim.

Obwohl im Hinblick auf Wahrnehmungsverben ebenfalls vielfältige Variationen in den Sprachen der Welt herrschen, zeigen sich auch hier gewisse Regularitäten: „It can be shown that there are strong restrictions on the possible patterns of lexicalisation“ (VIBERG 2001: 1297). Entsprechend postuliert VIBERG für die Bedeutungsextensionen von Wahrnehmungsverben ebenfalls eine hierarchische Struktur. Diese nimmt folgende Form an:

Abbildung 5):

sight > hearing > touch > $\left\{ \begin{array}{l} \text{smell} \\ \text{taste} \end{array} \right.$

vgl. VIBERG (1984: 136)

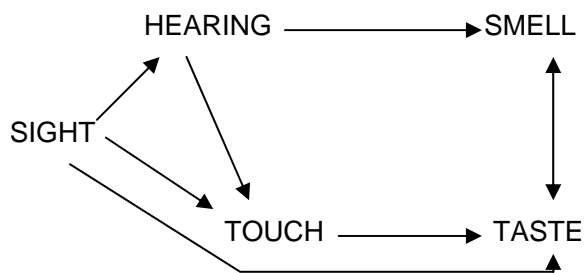
Zur Interpretation seines Schemas bemerkt VIBERG (1984: 136f.):

„The hierarchy should be interpreted as follows: a verb having a basic meaning belonging to a sense modality higher (to the left) in the hierarchy can get an extended meaning that covers some (or all) of the sense modalities lower in the hierarchy“.

Analog zu der eindimensionalen Hierarchie sensu DAY (vgl. Kapitel 3.2.1., S.27) ist auch das vorliegende Schema ungeeignet, Querbezüge der Übergänge von Wahrnehmungsverben zu veranschaulichen. Aus diesem Grund schlägt VIBERG folgende Erweiterung vor:

²⁷ In diesem Kontext wäre eine genauere Diskussion des Begriffs der Prototypikalität sinnvoll, soll jedoch aus Platzgründen nicht erfolgen. S.f.W.: ROSCH (1973: 328 - 350), ROSCH / MERVIS (1975: 573 - 605), AITCHISON (1997: 103 f.).

Abbildung 6):



vgl. VIBERG (1984: 147)

Auch das modifizierte Schema unterscheidet sich in signifikanter Weise von der postulierten ‚Adjektivhierarchie‘ (vgl. Abbildung 5, S.46). Im Gegensatz zu synästhetischen Adjektiven stellt der visuelle Sinn bei den Wahrnehmungsverben den ‚Hauptgeber‘ dar. Konsequenterweise kann diese Rolle nicht mehr vom Tastsinn eingenommen werden. Dieser fungiert im vorliegenden Schema häufiger als Nehmer und tritt nur einmalig in der Geberfunktion auf. Bemerkenswert ist weiterhin die nahezu umgedrehte Position des Hörsinns. Während er im Hinblick auf synästhetische Adjektive als Hauptnehmer postuliert wurde, ‚empfängt‘ er in VIBERGS Schema nur vom primären visuellen Sinn. Eine detailliertere Analyse der Schemata würde weitere Abweichungen zu Tage fördern, die jedoch an dieser Stelle nicht relevant sind. Das Ziel dieser Darstellung bestand vor allem darin zu zeigen, dass Unterschiede bestehen. Entsprechend könnte – im Einklang mit der anfänglichen Hypothese – die Differenz der hierarchischen Strukturen auf die jeweils fokussierte Wortart zurückgeführt werden. Auch VIBERG stellt besagte Unterschiede fest, scheint sich aber nicht völlig darüber im Klaren zu sein, woher diese stammen könnten. Allerdings weist er darauf hin, dass sich seine Hierarchie vornehmlich auf „experienter-based expressions“ (VIBERG 1984: 159) bezieht, während (synästhetische) Adjektive eher als „source-based expressions“ (ebd.) zu werten sind. Parallel zu dieser Vermutung merkt er an: „[.] This hierarchy would only hold for experiences, since it seems partly to be reversed for the copulatives [und somit auch für Adjektive; Anm. S.D.]“ (VIBERG 1984: 136). Entsprechend deutet dies ebenfalls auf eine von Wortarten abhängige Hierarchie hin. Bestätigung findet diese Hypothese ferner in einer Fußnote von NICHOLAS EVANS und DAVID WILKINS, die VIBERGS Hierarchie für einige australische Sprachen wie z.B. Warlpiri, Djabugay oder Kurtjar verifizieren: „Perception verbs basically

recruit from actions of perceivers, while synaesthetic adjectives recruit from properties of the stimulus“ (EVANS / WILKINS 2000: 561).

Zusammenfassend konnte gezeigt werden, dass – trotz der Vergleichbarkeit von Wahrnehmungsverben und Adjektiven – deutliche Unterschiede in den Hierarchien gefunden werden konnten. Diese sind höchstwahrscheinlich auf Eigenschaften der betrachteten Fügungen, also auf die jeweils zugrunde liegenden Wortarten zurückzuführen.²⁸ So wäre bei den Substantiven unter Umständen wiederum eine andere hierarchische Struktur gegeben. Einen ersten Hinweis auf diese Möglichkeit liefert die Betrachtung des Ausdrucks *Ton*. Dieser ist ursprünglich im Bereich der Audition einzuordnen, hat aber zudem eine bereits lexikalisierte Erweiterung im Sinne von *Farbton* erfahren. Parallel postuliert PETER HOLZ einen Transfer von der Audition zur Olfaktorik. So weist er darauf hin, dass bei Parfumbeschreibungen sehr häufig von *Ausklang*, *Tonalitäten*, *Duftakkorden* und *Zwischentönen* die Rede sei (vgl. HOLZ 2005: 163). Der Übergang vom Hörsinn zum Geruchssinn, der bei den Substantiven durchaus vorzukommen scheint, tritt jedoch bei den Adjektiven nicht auf.

Im Hinblick auf die Vielfalt der hierarchischen Übergänge macht es Sinn, dass keine direkte Begründung in den Wahrnehmungsstrukturen gefunden werden konnte. Zwar liegt eindeutig eine Zusammenarbeit der Sinne vor, allerdings können hieraus keine Richtungen abgeleitet oder nachgewiesen werden, was jedoch durchaus viele Autoren versuchen, um die eine oder die andere Sichtweise zu rechtfertigen. So liefert WILLIAMS beispielsweise ontogenetische, aber auch neurophysiologische Erklärungen für seine Rangordnung (vgl. WILLIAMS 1976: 473). Diesbezüglich merkt er an:

„The order in which neural pathways in the sensory cortices myelinate (build up sheets of myelin around them) parallels the basic sequence: tactile first, then olfactory, then either optic-acoustic or acoustic-optic“ (WILLIAMS 1976: 473).

Auch VIBERG findet für seine Hierarchie biologische Belege. Allerdings weicht seine Argumentation entsprechend seiner Thesen von der eben zitierten ab: „The reason why these patterns are so strong for ‘see’ is the dominance in the visual modality in human perception“ (VIBERG 2001: 1307).

²⁸ Neben den semantischen Eigenschaften kommt auch – im Rückbezug auf CROFTS Konzeption der Wortarten – morphosyntaktischen Aspekten eine entscheidende Rolle hinsichtlich unterschiedlicher Übergänge zu. Auf eine detaillierte Darstellung derselben soll jedoch aus Platzgründen verzichtet werden.

Obwohl die Annahme einer direkten biologischen Erklärung für synästhetische Übergänge nicht angemessen erscheint, zeigten sich dennoch übereinzelsprachliche Tendenzen, die einer Begründung bedürfen. Es müssen folglich modifizierte Fragen gestellt werden: Im Hinblick auf den Tastsinn ist somit beispielsweise nicht von Interesse, ob dieser ‚primärer‘ oder ‚basaler‘ ist. Ebenfalls geht es nicht darum, ob er generell eine höhere Anzahl gebender synästhetischer Ausdrücke als beispielsweise der Hörsinn aufweist. Viel eher müsste eruiert werden, ob Taktilen in verschiedenen Sprachen häufiger durch synästhetische Adjektive im Vergleich zum Hörsinn ausgedrückt wird, und wenn ja, warum dies der Fall sein könnte. In diesem Zusammenhang wäre ebenfalls von Interesse, ob Eigenschaften vornehmlich taktil versprachlicht werden. Wenn wir zudem an die Möglichkeit der affektiven Verknüpfung synästhetischer Ausdrücke zurückdenken (vgl. Kapitel 3.2.2., S.32), könnte ferner die Frage gestellt werden, ob und warum häufiger affektive Adjektive aus dem Bereich des Taktilen vorliegen. Analoge Fragen wären auch für die restlichen übereinzelsprachlichen Tendenzen relevant.

Hiermit soll jedoch weder gesagt werden, dass die synästhetischen Metaphern ausschließlich von der sprachlichen Form abhängen, noch wird unterstellt, dass sie im Sinne ABRAHAMS (1987: 156) einem völlig zufälligen Prozess unterliegen, bei dem „das wortschatzmäßig reicher ausgestattete Feld zur Differenzierung eines anderen, terminologisch weniger nuancierten Feldes“ genutzt wird. Es geht somit keinesfalls darum, synästhetische Metaphern als willkürlich zu deklarieren. Hiergegen sprechen gerade die übereinzelsprachlichen Tendenzen. Nichtsdestotrotz muss auf die sprachlichen Strukturen Rücksicht genommen und die jeweilige Gültigkeit der postulierten Regularitäten auf ihre linguistischen Grundlagen hin untersucht werden.

Zuletzt sei auf die Tatsache hingewiesen, dass im Hinblick auf Wahrnehmungsverben ein wesentlicher Unterschied zu den hier fokussierten Adjektiven der Sinneswahrnehmung deutlich wird. Während VOLKER HARM (2000: 92) betont: „Als Wahrnehmungsverben können nur solche Verben gelten, die explizit machen, daß eine Wahrnehmungsmodalität aktiviert ist“, kann Gleiches nicht für Adjektive vorausgesetzt werden. Mit diesen wird zwar auf wahrgenommene Sachverhalte referiert, jedoch kennzeichnen sie die entsprechenden Sachverhalte zumeist nicht als wahrgenommen, sondern

gewissermaßen als unabhängig von der Wahrnehmung gegeben. Entsprechend werden Objekte bzw. auch deren Eigenschaften, die mittels Adjektiven ausgedrückt werden können, „often experienced as if they could be accessed directly without the mediation of the senses“ (VIBERG 2001: 1294). Vor diesem Hintergrund ist auch die anfänglich thematisierte Problematik zu verstehen, in der darauf hingewiesen wurde, dass sich eine eindeutige Zuordnung der Adjektive zu einer Sinnesmodalität als schwierig gestaltet (vgl. Implikation II, Kapitel 2.1). Dies liegt an der Struktur der Adjektive selbst, welche allenfalls indirekt implizieren, über welche Modalität sie aufgenommen werden (z.B. *hell* → über Augen wahrgenommen → visuell). Eine Zuordnung zu den einzelnen Sinnesmodalitäten kann also immer nur sekundär erfolgen. Diese Tatsache gilt es zu betonen, weil in ihr einige der erwähnten Klassifizierungsschwierigkeiten ihren Ursprung haben. Nichtsdestoweniger wird hier die Ansicht vertreten, dass eine solche Zuordnung – wenn auch sekundär realisiert – möglich ist. Entsprechend kann *weich* als Sinnesadjektiv identifiziert und als taktil klassifiziert werden. Hierbei rückt jedoch erneut die zweite Implikation in den Blick: Können Adjektive einer bestimmten Ausgangsdomäne zugeordnet werden? Dieser und anderen Fragestellungen soll im nächsten Kapitel deshalb nochmals Beachtung geschenkt werden.

5. Rückbezug auf Eingrenzungen

5.1. Polysemien, tote Metaphern und andere Probleme

Der Terminus synästhetische Metapher erhält seine Berechtigung über die zweite Implikation, welche besagt, dass eine Zuordnung des Sinnesadjektivs zu einer bestimmten Ausgangsdomäne notwendig ist. Hierbei soll daran erinnert werden, dass der Betrachtungsgegenstand (ab Kapitel 3.2.5) auf nicht-literarische, synästhetische Fügungen eingegrenzt wurde. Gerade hinsichtlich dieser Formen bestehen jedoch durchaus Zweifel, was die Gültigkeit der zweiten Implikation angeht. So kritisiert beispielsweise GERNOT BÖHME (2002: 49):

„Solche Redeweisen werden in der Regel als metaphorisch bezeichnet -, was aber die problematische Voraussetzung impliziert, daß es für diese Ausdrücke einen eigentlichen Gebrauch gäbe, der in einem und nur in einem Sinnesbereich beheimatet sei“.

Auch RAKOVA betont: „People who think that polysemous adjectives have only one primary meaning are wrong” (RAKOVA 2003: 3). Besonders im Hinblick auf die hochgradig polysemen Dimensionsadjektive wurde diese Problematik bereits thematisiert. Neben dieser generellen Ablehnung kann zudem auf NING YU einschränkende Formulierung hingewiesen werden, in der er die skizzierten Fügungen als tote Metaphern bezeichnet (vgl. YU 1992: 21). Entsprechend geht YU – weniger radikal als z.B. RAKOVA – immerhin von ehemals vorhandenen metaphorischen Übertragungen aus und negiert diese nicht per se. In diesem Kontext rücken erneut diachronische Vorgehensweisen in den Blick: Wie anhand von JOSEPH M. WILLIAMS Studie dargestellt, besteht eine Möglichkeit der Zuweisung von Ausgangsbedeutungen in einer sprachhistorischen Analyse, deren Logik sich wie folgt zusammenfassen lässt: „Literal meanings appear first in the historical order, and all the other meanings of a polyseme are derivational or metaphorical in the sense of having appeared later“ (RAKOVA 2005: 13). Allerdings konnte der diachronischen Vorgehensweise bereits einiges an Kritik entgegengebracht werden (vgl. Kap 3.2). Ein Hauptkritikpunkt besteht darin, dass historische Analysen nichts über die aktuelle Sprachverwendung und demzufolge nichts über die Sprecherkognition aussagen können. Obwohl gerade WILLIAMS Studie eine wegweisende Untersuchung darstellt, kann sie zwar historische Bedeutungsübertragungen feststellen, den Kritikpunkt toter Metaphern aber nicht entkräften. In diesem Kontext merkt LUDWIG SCHRADER an:

„Die von der Semantik erfaßten Sinnesvertauschungen der Sprache sind erstarrte Metaphern, Katachresen, sie sind Resultate von systematisch darstellbaren, vollzogenen Bedeutungsverschiebungen, deren synästhetischer Ursprung mindestens sehr häufig verschüttet und – man denke an dt. <hell> – nur mit Hilfe des Fachlexikons noch zu erkennen ist“ (SCHRADER 1969: 17).

Wenn also von sprachhistorischen Vorgehensweisen abgesehen und der Betrachtungsgegenstand auf synchronische, nicht-literarische Synästhesien eingegrenzt wird, bleibt die Frage: Ist eine Zuordnung, wie von der zweiten Implikation gefordert, überhaupt realisierbar? Schenkt man RAKOVAS Aussagen Glauben, so gibt es keinerlei Ausgangs- oder Geberbedeutungen, da den polysemen Adjektiven dasselbe Konzept zugrunde liegt (vgl. Kapitel 4.1.4., S.58). Entsprechend müsste der Titel der vorliegenden Arbeit in ‚übereinzelsprachliche Tendenzen bei synästhetischen Polysemien‘ geändert werden. Eine solche Umformulierung scheint jedoch allein deshalb nicht sinnvoll, da

übereinzelsprachliche Gemeinsamkeiten gerade im Hinblick auf die Richtung, also die metaphorische Übertragung selbst, gefunden wurden. Aus diesem Grund soll das vorliegende Kapitel alternative Möglichkeiten aufzeigen, wie die zweite Implikation ggf. doch erfüllt und eine Zuordnung zu einer Ausgangsdomäne auch bei synchronischen Verfahren vorgenommen werden kann. Hierbei rücken zunächst psycholinguistische Vorgehensweisen in den Blick. Anschließend folgen potentielle (,klassisch') sprachwissenschaftliche Methoden.

5.1.1. Psycholinguistische Methoden

Tatsächlich ist nicht zu leugnen, dass es sich bei den analysierten Fügungen um lexikalisierte Einheiten handelt. Wendungen wie *weiche Stimme*, *heller Klang* oder *warme Farbe* sind konventionalisiert, semantisch ,verträglich' und nicht weiter auffällig. Jedoch wäre zu prüfen, ob bei eben solchen lexikalisierten synästhetischen Ausdrücken ggf. noch eine andere (vielleicht die ,Ursprungsbedeutung') mitaktiviert wird. Eine ähnliche, jedoch unspezifischere Vermutung äußert SCHRADER, indem er fragt, „ob diese Mehrdeutigkeit im einzelnen Fall, in der konkreten Verbindung noch empfunden wird [...]“ (SCHRADER 1969: 16). Zur Beantwortung dieser Frage bietet sich die Darstellung eines möglichen Experimentes an, das dieser Thematik auf den Grund gehen könnte. Da der Experimententwurf psycholinguistischer Art ist, müssen zuvor einige Termini geklärt werden.

Eine erste Grundannahme besteht darin, dass unser Wissen²⁹ in thematischen Netzwerken verbunden ist: „We obviously know a large number of words that are related to one another in a large number of ways, and it appears that a network might be an appealing way to capture this fact“ (CARROLL 1999: 110). Von sprachwissenschaftlicher Seite aus entspricht diesem Postulat die Annahme semantischer Relationen wie z.B. Hyponymien, Hyperonymien, Synonymien oder Antonymien (vgl. BUSSMANN 2002: 593 / LYONS 1977). Aber auch neuropsychologische Betrachtungen, insbesondere Läsionsstudien, unterstützen die Annahme thematischer Netzwerke (vgl. GAZZANIGA 2002: 367).

²⁹ Hiermit ist sowohl konzeptuelles als auch semantisches Wissen gemeint.

Des Weiteren wird der Begriff *Priming* von „*to prime* = jemanden vorher informieren“ (ZWITSERLOOD / BÖLTE 2008: 486) wichtig. Zusammengefasst besagt dieser, dass ein aktiviertes Wort zugleich auch die Aktivierung eines semantisch eng verknüpften Wortes erleichtert (vgl. ebd.). Beispielsweise wird zuerst das Wort *Kuh* präsentiert. Gemäß der Annahme thematischer Netzwerke sollte dies ebenfalls zu einer Aktivierung des Wortes *Milch* führen, nicht aber zu der Aktivierung des Wortes *Wein* (vgl. FROMKIN / RODMAN / HYAMS 2003: 405). Dies kann zum Beispiel in einer so genannten lexikalen Entscheidungsaufgabe (lexical decision task) über Reaktionszeiten ermittelt werden. Hierbei muss die Versuchsperson möglichst schnell entscheiden, ob die Aneinanderreihung von Buchstaben z.B. bei <Milch> ein korrektes Wort ergibt (vgl. ZWITSERLOOD / BÖLTE 2008: 486). Damit die Versuchsperson tatsächlich entscheiden oder auswählen muss, werden außerdem inkorrekte Wörter wie z.B. <Chmil> präsentiert. Der Kerngedanke besteht darin, dass die Entscheidung, ob <Milch> ein korrektes Wort ist, durch die Voraktivierung des Wortes *Kuh* schneller sein sollte, als wenn zuvor beispielsweise das Wort *Hund* präsentiert wurde.

Im Hinblick auf das vorzuschlagende Experiment, könnte ein konkreter Versuchsdurchlauf wie folgt aussehen: Man würde eine synästhetische Attributivkonstruktion wie z.B. *weiche Stimme* für sehr kurze Zeit auf einem Bildschirm präsentieren. Die Präsentation dieser Fügungen soll als Priming-Stimulus dienen und Aktivierungen weiterer Wörter nach sich ziehen. Wenn also *weich*, in *weiche Stimme* tatsächlich noch einen ‚taktilen Charakter‘ hat, sollte die Präsentation der synästhetischen Fügung eine Aktivierung (oder Priming) von weiteren Wörtern aus dem taktilen Bereich haben. Entsprechend würde man in der lexikalen Entscheidungsaufgabe ein geschriebenes Wort wie <Wattebausch>, welches als perzeptives Merkmal [+ weich] aufweist, präsentieren. Wäre die Reaktionszeit bei dieser Entscheidung im Gegensatz zu der von anderen, nicht sinnverwandten Wörtern verkürzt, so würde dies dafür sprechen, dass *weich* auch noch im Zusammenhang mit der Fügung *weiche Stimme* (also bei der Modifikation auditiver Informationen) das Merkmal [+ taktil] aufweist. Folglich könnte eine Ko-Aktivierung von Bedeutungen angenommen und synästhetische Adjektive auch auf psycholinguistischer Ebene festgestellt werden. Zusätzlich könnte ein solches oder ähnliches Experiment auch Aufschluss über potentielle Unterschiede innerhalb synästhetischer Fügungen geben. So nimmt

BAUMGÄRTNER (1969: 15) für Wendungen wie *kühle Stimme* an: „Die Merkmale der Ausgangsbereiche, die dabei vorgegeben sind, bleiben offensichtlich erhalten“. Diese Annahme entspricht dem Grundgedanken des skizzierten Experimentes. Für Wendungen wie *bittere Kälte* gilt laut BAUMGÄRTNER (1969: 15) allerdings anderes: „Hier hat *bitter* das Ausgangsmerkmal ‘Geschmack’ eingeübt und fungiert in synästhetischer Transition für Temperatur“. BAUMGÄRTNERS Aussagen legen also die Vermutung nahe, dass nicht alle synästhetischen Metaphern gleichermaßen ‚synästhetisch‘ sind. Um Evidenz für die Richtigkeit dieser Vermutung zu erbringen und ggf. eine Vergleichsgrundlage zu erstellen, auf der eine potentielle Typologie synästhetischer Wendungen aufbauen könnte, erscheint das dargestellte Paradigma ebenfalls geeignet.

Bis zu diesem Zeitpunkt ist das skizzierte Experiment jedoch nur in der Lage Polysemien, nicht aber Ausgangs- oder Ursprungsbedeutungen, zu bestimmen. Deshalb wird folgende Erweiterung vorgeschlagen: Wenn sich zum einen zeigen würde, dass bei einer synästhetischen Fügung (*weiche Stimme*) das Adjektiv *weich* noch immer mit dem Bedeutungsmerkmal [+ taktil] assoziiert wäre, würde sich die taktile Interpretation dann als primär herausstellen, wenn eine umgekehrte Primingreaktion nicht gegeben wäre. Genauer: Man präsentiert beispielsweise eine nicht-synästhetische Fügung der Form *weiches Kissen*, bei der *weich* bereits in seiner taktilen Bedeutung verwendet wird. Danach würde in einer lexikalen Entscheidungsaufgabe ein Wort aus dem auditiven Bereich z.B. <Tenorstimme> präsentiert. Wenn *weich* tatsächlich eine taktile Ausgangsbedeutung hat, sollte keine oder nur eine geringe semantische Erleichterung (Priming) bei dem auditiven Wort zu beobachten sein. Entsprechend müsste die Reaktionszeit bei einem solchen Durchlauf (Einfluss von taktil auf auditiv) länger dauern als bei dem vorherigen Beispiel (Einfluss von auditiv auf taktil). Wäre dies der Fall, könnte möglicherweise auf eine primäre taktile Bedeutung geschlossen werden.

Da die Durchführung eines solchen Experimentes durchaus aufwendig ist, konnte sie im Rahmen einer theoretisch ausgerichteten Magisterarbeit nicht realisiert werden. Eventuell könnte sich aber mit Hilfe dieser oder ähnlicher Untersuchungen herausstellen, dass die lexikalisierten Fügungen nicht ‚tot‘ sind. Des Weiteren könnten ursprüngliche oder primäre Bedeutungen der polysemen Adjektive ermittelt werden.

Für deren Existenz spricht ebenfalls eine Studie von SAKAMOTO et al. (2003). Diese beobachten bei der EEG-Aufzeichnung kortikaler Hirnströmungen unterschiedliche Verarbeitungsstrategien bezüglich synästhetischer und nicht-synästhetischer Ausdrücke im Japanischen. Hierbei zeigte sich, dass synästhetische Metaphern wie *smooth color*, in dieser Studie auch als „mismatch expressions“ (SAKAMOTO et al. 2003: 284) bezeichnet, im Vergleich zu ‚normalen‘ Fügungen (*smooth touch*) eine andere Form der semantischen Verarbeitung evozieren. Während bei den ‚normalen‘ Wendungen keine Besonderheiten vermerkt wurden, zeigte sich bei der Verarbeitung von synästhetischen Metaphern eine spezifische Reaktion, die als N400-Amplitude bezeichnet wird (vgl. SAKAMOTO et al. 2003: 284). Der Buchstabe N steht hierbei für negativ und die Zahl 400 gibt den ungefähren Zeitpunkt des Auftretens in Millisekunden an (vgl. GAZZANIGA 2002: 386). Zentralerweise tritt die N400-Komponente dann auf, wenn inkongruente semantische Informationen verarbeitet werden müssen (vgl. FRIEDERICI 2002: 49). Gemäß dieser Aussage könnten synästhetische Fügungen doch als inkongruente und somit möglicherweise als metaphorische Zuordnungen postuliert werden. Wie angedeutet, kommen SAKAMOTO et al. zu folgendem Ergebnis: „Mismatch expressions produced a significantly greater N400 amplitude than the normal expressions“ (SAKAMOTO et al. 2003: 284). Es gilt zu betonen, dass eben jene lexikalisierten, ‚toten‘ Metaphern eine N400-Reaktion, also ein Indiz für semantische Inkongruenz, ausgelöst haben. Für das Japanische wurde z.B. die Fügung „yellow voice“ (SAKAMOTO et al. 2003: 387) in die Analyse miteinbezogen. Diese eingeschliffene, bereits idiomatisierte Wendung, „is used to describe the high-pitched voice of some children and some young women“ (SAKAMOTO et al. 2003: 387).

Zusammenfassend gesagt, konnten auf der Basis der vorgestellten Untersuchung Hinweise darauf gefunden werden, dass auch noch bei lexikalisierten, synästhetischen Adjektiven ein kurzzeitiger Integrationsprozess vonnöten ist, was für die Existenz von ‚normalen‘ oder ‚primären‘ Bedeutungen spricht. Diese Meinung wird ebenfalls implizit von sämtlichen Autoren, die eine synchronische Position einnehmen, vertreten (z.B. DAY 1996, SHEN 1997a und b, YU 1992, etc.). Als einer der wenigen setzt sich KLAUS BAUMGÄRTNER (1969) explizit mit dieser Fragestellung auseinander. Hierzu merkt er an:

„[Ich] will nicht festlegen, daß die weit über hundert Adjektive, die ich meinen Beobachtungen zugrunde lege, auf die – beinahe schon wissenschaftliche Facette unserer Lexeme [...] – in jedem Fall eindeutig beziehbar sind“ (BAUMGÄRTNER 1969: 2).

Allerdings betont er zur selben Zeit: „Ich glaube jedoch, daß in der Mehrzahl der Fälle deutliche Prävalenzen gegeben sind, die sich mit großer Übereinstimmung bestätigen ließen“ (BAUMGÄRTNER 1969: 2). Letztgenannte Aussage suggeriert die Existenz prototypischer Bedeutungen der Sinnesadjektive. Diese Position könnte mittels einfacher Assoziationstests geprüft werden. Entsprechend würden wahrscheinlich die meisten Leute *warm*, *kalt*, *heiß* dem taktilen, *laut*, *leise* dem auditiven oder *hell*, *dunkel* etc. dem visuellen Sinn zuordnen. Bereits eine kurze, informelle Umfrage bestätigt diese Vermutung. Interessanterweise wurden Dimensionsadjektive wie *hoch* und *tief* in diesem Rahmen auch als visuell klassifiziert.³⁰ Während solche Assoziationsbefragungen zwar über eine einzelne intuitive Klassifizierung primärer Bedeutungen hinausgehen, da sie von einer breiteren Masse abgesichert wurden, bleiben sie dennoch subjektive Einschätzungen, bei denen der reale Sprachgebrauch unanalysiert bleibt. Aus diesem Grund scheint es sinnvoll, Kriterien anzulegen, die dies berücksichtigen. Dementsprechend rücken ‚klassisch‘ sprachwissenschaftliche Vorgehensweisen in den Blick.

5.1.2. Sprachwissenschaftliche Vorgehensweisen

Auch wenn auf der kognitiven Verarbeitungsebene Inkongruenzen bei synästhetischen Ausdrücken gezeigt wurden, bewegen sich diese im Bereich von Millisekunden. Tatsächlich ist aber eine sprachwissenschaftliche Argumentation auf Basis semantischer Inkongruenzen schwierig. Die lexikalisierten synästhetischen Fügungen zeichnen sich ja gerade dadurch aus, dass beispielsweise *hell* semantisch mit beiden Substantiven (Licht und Ton) verträglich, also polysem, ist. Um dennoch Ausgangsbedeutungen identifizieren zu können, bietet sich die Analyse von Markiertheitskriterien an. In diesem

³⁰ Dies deckt sich weitgehend mit der Analyse von Wörterbucheinträgen. Auch hier wurden beispielsweise Dimensionsadjektive zunächst in ihrer visuellen Bedeutung und erst im Anschluss in ihrer (somit potentiell sekundären) auditiven Bedeutung aufgelistet.

Zusammenhang könnten die ursprünglichen Bedeutungen als die unmarkierten Einheiten definiert werden. Für diese gilt, dass sie:

„durch einfachere sprachliche Mittel ausgedrückt sind, größere Texthäufigkeit aufweisen, in den Sprachen der Welt häufiger vorkommen, beim Spracherwerb früher erworben werden“ (BUSSMANN 2002: 419).

Diese Kriterien gilt es für synästhetische Adjektive zu überprüfen. Auf den Spracherwerb bezogen, müssten Kinder zuerst Adjektive wie beispielsweise *warm*, *kalt*, *heiß* etc. in ihrer taktilen Bedeutung und erst später metaphorische Fügungen wie *warme Stimme* erlernen. Allerdings liegen zur Bestätigung oder Falsifizierung dieser These noch keine Untersuchungen vor.

Im Hinblick auf das Kriterium einfacherer sprachlicher Mittel kann Folgendes festgehalten werden: Während Kombinationen von *hell* sowohl mit *Licht* als auch mit *Stimme* gleichermaßen korrekt und legitim sind, benötigt die synästhetische Metapher bereits per definitionem ein modifizierbares Substantiv aus einem ‚sekundären‘ Sinnesbereich. Eine Wendung der Form ‚Es ist hell‘ kann ohne Probleme verstanden werden und wird in dieser ‚unmarkierten‘ Form als Kennzeichnung einer visuellen Information aufgefasst. Damit aber klar ist, dass *hell* als auditive Information verwendet wird, muss dies in irgendeiner Form zusätzlich gekennzeichnet werden. Dies kann entweder über den Kontext oder standardmäßig über ein zusätzliches Substantiv geschehen.

Hinsichtlich der Texthäufigkeit könnte eine Häufigkeitsanalyse bestimmter Kollokationen Hinweise auf primäre, unmarkierte Bedeutungen liefern. Kollokationen werden hierbei wie folgt definiert:

„Von Firth [1957] eingeführter Terminus für charakteristische, häufig auftretende Wortverbindungen, deren gemeinsames Vorkommen auf einer Regelmäßigkeit gegenseitiger Erwartbarkeit beruht, also primär semantisch (nicht grammatisch) begründet ist: Hund : bellen, dunkel : Nacht“ (BUSSMANN 2002: 353).

Zur Identifizierung von unmarkierten Kollokationen ergeben sich bereits bei einer einfachen Analyse mittels der Internetsuchmaschine „Google“ (www.google.de) erste Anhaltspunkte: Beispielsweise findet man für eine nicht-synästhetische Fügung der Form *weiches Kissen* 11.400 Einträge.³¹ Für *weiche Stimme* hingegen sind es nur 9.410 und für *weicher Ton* sogar nur 1.490. Ähnliches lässt sich für das Adjektiv *hell* feststellen. Die Fügung *helles Licht* besitzt 124.000 Einträge, *helle Stimme* hingegen nur 13.100. Analoges gilt für *dunkel*. *Dunkle Nacht*

³¹ Für alle über Google ermittelten Zahlen gilt der Stand vom 28.5.2008.

erscheint 65.000 Mal und *dunkle Farbe* 54.000 Mal. *Dunkle Stimme* erzielt hingegen nur 18.300 Treffer. An die Stelle dieser eher unwissenschaftlichen Vorgehensweise, die nichtsdestoweniger erste Hinweise liefert, müssten detaillierte linguistische Korpusanalysen treten. Auch hierbei würde sich eine Analyse von Kollokationen anbieten. In diesem Zusammenhang wäre zudem eine Erweiterung denkbar. Während STEFANOWITSCH und GRIES (2003: 210) im Hinblick auf viele Korpusanalysen betonen, „[the] main focus of interest was on collocations, i.e. (purely linear) co-occurrence preferences and restrictions pertaining to specific lexical items“, schlagen sie eine modifizierte Vorgehensweise vor. Diese kann neben semantischen Aspekten auch syntaktische Eigenschaften berücksichtigen:

„We propose a type of collocational analysis which is sensitive not only to various levels of linguistic structure, but to the specific constructions found at these levels. We will refer to this method as *collostructional analysis*. Collostructional analysis always starts with a particular construction and investigates which lexemes are strongly attracted or repelled by a particular slot in the construction (i.e. occur more frequently or less frequently than expected)“ (STEFANOWITSCH / GRIES 2003: 214).

Gerade im Hinblick auf die prototypischen syntaktischen Formen synästhetischer Metaphern erscheint der Einsatz der vorgestellten Kollostruktionsanalyse sinnvoll.

Insgesamt bestehen also durchaus Wege, gerade im Bereich konkret realisierter Sprachverwendung, um potentielle Primärbedeutungen identifizieren zu können. Möglicherweise würden die Ergebnisse der vorgeschlagenen Vorgehensweisen die intuitive Zuordnung synchronisch analysierender Autoren stützen. Somit könnte auf einer wissenschaftlich fundierten Ebene belegt werden, „daß Ausdrücke wie ‚warm‘ und ‚kalt‘ primär dem Tastsinn zuzuordnen sind, ähnlich Ausdrücke wie ‚rauh‘ und ‚weich‘ und Ausdrücke wie ‚hell‘ und ‚dunkel‘ dem Gesichtssinn“ (BÖHME 2002: 47). Eine Zuweisung von Ausgangsbedeutungen synästhetischer Adjektive wäre demnach möglich und der Begriff der Metapher legitim.

5.1.3. Ausweitungen

Bis zu diesem Zeitpunkt wurden synästhetische Metaphern auf solche Beispiele eingegrenzt, bei denen sowohl Ursprungs- als auch Zieldomäne Wahrnehmungs-

vokabular darstellten. Obwohl diese Definition beibehalten wird, gilt es darauf hinzuweisen, dass die Fokussierung solcher „intrafield changes“ (EVANS / WILKINS 2000: 548) gewissermaßen verkürzt ist. So sind die meisten synästhetischen Adjektive nicht auf die Versprachlichung von Sinneseindrücken beschränkt, was BAUMGÄRTNER (1969: 17) zu der Aussage bewegt: „Das betrachtete Vokabular der Qualitätswahrnehmung besitzt [...] nicht nur seine intermodale Transition in den [...] skizzierten Grenzen“. Entsprechend existieren Fügungen wie *süßes* Mädchen, *heller* Kopf oder *scharfer* Verstand. Diese „double-function terms“ (ASCH / NERLOVE 1960: 56) wurden bisher aus Gründen der Einfachheit als ‚Wahrnehmungsmetaphern‘ (vgl. Kapitel 2.1., S.6) außenvorgelassen. Obwohl sich deren Integration in der Tat als ‚unbequem‘ erweist (BAUMGÄRTNER (1969: 17) spricht in diesem Zusammenhang von der ‚kaum noch zu kontrollierende[n] Beliebigkeit‘ dieser Adjektive), sollte sie in einer wissenschaftlichen Betrachtung synästhetischer Metaphern zumindest Erwähnung finden.

Einen möglichen Ansatz der Synthese liefert erneut RAKOVA, die davon ausgeht, dass sämtlichen erwähnten Adjektiven dasselbe Konzept zugrunde liegt (vgl. Kapitel 4.1.5., S.58): „All meanings of a synaesthetic or double-function adjective map onto the same psychologically primitive concept“ (RAKOVA 2005: 17). Entsprechend sind die verschiedenen Bedeutungen von *hell* oder *weich* unterschiedlich realisierte Varianten desselben Konzepts. Auch diese Hypothese ist jedoch schwer nachzuweisen. Möglicherweise könnten die ‚psychologischen‘ Bedeutungen der polysemen Adjektive, z.B. *hell* in *heller Kopf*, auch eine metaphorische Erweiterung der ‚physikalischen‘ Ausgangsbedeutung z.B. *helles Licht* darstellen. Entsprechend würden sich

„die einmal im Wahrnehmungsbereich gegebenen Bedeutungen als plastisch genug erweisen, [um] nun auch als Ganze zugleich in der Kennzeichnung des Psychischen zu fungieren“ (BAUMGÄRTNER 1969: 18).

Diese Annahme würde erneut die Bestimmung von Ausgangsbedeutungen fordern. In einem psycholinguistischen Primingexperiment versucht JOHN N. WILLIAMS dieser Fragestellung nachzugehen. Er möchte herausfinden, ob alternative Bedeutungen von Doppelfunktionsadjektiven aktiviert werden, wenn sie in einem irrelevanten Kontext auftreten. Hierbei zeigt sich, dass (physikalische) Grundbedeutungen oder „central meanings“ (WILLIAMS 1992:

193) auch in einem eher peripheren Kontext aktiviert werden. Beispielsweise ‚primt‘ *firm* im Sinne von ‘streng’ ebenfalls die Bedeutung ‘solid’, was anhand verkürzter Reaktionszeiten erwiesen wurde. Andersherum konnte dieser Effekt jedoch nicht gefunden werden, d.h. *firm* im Sinne von ‘solid’ hat keinen Primingeffekt auf *firm* im Sinne von ‘streng’. Entsprechend könnten auch hier möglicherweise zentrale oder prototypische Bedeutungen angenommen werden, von denen ausgehend eine metaphorische Übertragung stattfindet. Allerdings ist die Datengrundlage diesbezüglich recht dünn.

Im Hinblick auf sprachwissenschaftliche Argumentationen rücken erneut Markiertheitskriterien in den Blick. Bezieht man sich auf den Spracherwerb, werden die Untersuchungen von SOLOMON E. ASCH relevant. Dieser versucht herauszufinden, welche Bedeutungen der Doppelfunktionsadjektive von Kindern zuerst erlernt werden. Hierzu vergleicht er Kinder verschiedenen Alters. Für die Drei- bis Vierjährigen stellt er fest:

„Most of the double-function terms were known only in relation to physical objects. The children readily called blocks and boxes *hard*, milk *cold*, water *deep*, and trees *crooked*“ (ASCH / NERLOVE 1960: 50).

Ebenfalls betont er, dass diese Kinder noch kaum in der Lage sind, die entsprechenden Adjektive in ihrer psychologischen Bedeutung, also auf Personen bezogen, zu verstehen:

„In the few instances in which the terms were used to describe persons, the reference was most often to physical properties of persons [..., e.g.] ‘Poor people are cold because they have no clothes’“ (ASCH / NERLOVE 1960: 50).

Die einzige Ausnahme besteht im Hinblick auf das Adjektiv *sweet*, welches von den Kindern bereits im Sinne von ‘gut’, ‘schön’ oder ‘attraktiv’ verstanden wurde (vgl. ASCH / NERLOVE 1960: 50). Insgesamt nimmt die psychologische Interpretation von Doppelfunktionsadjektiven mit dem Alter zu. Obwohl ASCHS Analysen bestätigen, dass die physikalischen Bedeutungen der Adjektive zuerst vorkommen (vgl. Markiertheitskriterien), betont er:

„The striking finding is not that psychological meanings appear later in development, but that they are initially divorced from the corresponding object reference. The acquisition of psychological meanings does not, it appears, make contact with the physical meaning that the terms already possess“ (ASCH / NERLOVE 1960: 56).

Diese Beobachtungen sprechen zumindest bei Kindern gegen eine metaphorische Übertragung von Ausgangsbedeutungen zu erweiterten Bedeutungen. Nichtsdestoweniger kann eines der Markiertheitskriterien als erfüllt angesehen werden.

Bezüglich des Kriteriums der Texthäufigkeit könnten erneut Häufigkeits- oder Kollokationsanalysen Aufschluss über potentielle Primärbedeutungen geben. Zum Beispiel kommt die Wendung *heller Kopf* bei einer abermaligen Internetrecherche mit der Suchmaschine „Google“ 10.300 Mal vor. Wenn wir uns an die Häufigkeit der Fügung *helles Licht* mit 124.000 Einträgen erinnern, könnte auf eine sekundäre, psychologische Bedeutung geschlossen werden.

Allerdings stellt die skizzierte Vorgehensweise nur einen ersten Analyseversuch und sicher keine fundierte Methode dar.

Insgesamt zeigt sich, dass auch die Betrachtung von Doppelfunktionsadjektiven potentiell relevante Konsequenzen für die weitere Analyse synästhetischer Metaphern generiert. Dennoch bleibt die Integration dieser ‚double-function-terms‘ trotz der vorgeschlagenen Vorgehensweisen schwierig und besitzt „einen Spielraum, der sich [...] kaum überblicken läßt“ (BAUMGÄRTNER 1969: 17).

5.1.4. Fazit

Es ist deutlich geworden, dass die hier postulierten synästhetischen Metaphern relativ starke Vorannahmen fordern. Eine Beschränkung auf Wahrnehmungsbedeutungen ist notwendig, obwohl auch weitere Bedeutungen vorliegen. Zudem muss eine theoretische Unterteilung der Sinnesmodalitäten getroffen werden und es gilt zu eruieren, inwieweit auch bei einer synchronischen Betrachtung Ausgangsbedeutungen bestimmt werden können. Die Erscheinungsform der synästhetischen Metapher bekommt somit gewissermaßen einen Konstruktcharakter. Nichtsdestoweniger muss darauf hingewiesen werden, dass sich dieses ‚Konstrukt‘ gerade im Hinblick auf übereinzelsprachliche Tendenzen als sinnvoll erwiesen hat. Da die Ausarbeitung eben jener Tendenzen ein Hauptziel der vorliegenden Magisterarbeit war, sollen in der folgenden Schlussbetrachtung noch einmal die relevanten Ergebnisse resümiert werden.

6. Schlussbetrachtung

Bereits zu Beginn der Arbeit mussten einige zentrale Eingrenzungen getroffen werden, damit übereinzelsprachliche Tendenzen bei synästhetischen Metaphern

überhaupt analysiert werden konnten. Auf der Basis dieser Vorannahmen ergaben sich vier übereinzelsprachliche Tendenzen:

1. Es besteht ein Übergang vom allgemeinen zum speziellen Sinn.
2. Der Tastsinn ist vornehmlich ‚originär‘ besetzt (und Hauptgeber).
3. Der Hörsinn ist vornehmlich ‚synästhetisch‘ besetzt.
4. Geruchswörter sind selten ‚originär‘, sondern meistens ‚synästhetisch‘ besetzt.

Die dargestellten Regularitäten konnten anhand der Analyse verschiedener Sprachen, aber auch auf der Grundlage unterschiedlicher Studien bestätigt werden. Gerade die Vielfalt der Herangehensweisen, welche dennoch vergleichbare Ergebnisse hervorbrachten, spricht für die Existenz übereinzelsprachlicher Tendenzen.

Weiterhin bestand ein Ziel der Arbeit darin, vorhandene Unklarheiten und Probleme bezüglich des Untersuchungsgegenstandes zu verdeutlichen. Beispielsweise wurde versucht, der gängigen Vermischung sprachwissenschaftlicher und biologischer Argumentationen durch eine strikte Trennung beider Bereiche entgegenzuwirken. Während gezeigt werden konnte, dass in den meisten Fällen keine direkte biologische Grundlage synästhetischer Metaphern anzunehmen ist, muss erneut auf die erstaunliche Übereinstimmung dieser Ausdrücke im Bereich DIMENSION und AUDITION hingewiesen werden. Hierbei zeigte sich, dass Dimensionsbezeichnungen wie *hoch* oder *groß* bzw. deren Antonyme häufig zur Kennzeichnung von Tönen z.B. Lautstärke oder Tonhöhe (pitch) verwendet werden. Dies passt sehr gut zu der Annahme, dass Intensitäten verschiedener Reize neurophysiologisch gleich kodiert werden (vgl. Kapitel 4.1.1., S.51). Intermodale Analogien könnten in diesem Fall ihre Entsprechung in der Sprache finden, indem ein Mehr oder Weniger einer Größe (Dimension) gleich empfunden und verbalisiert wird wie ein Mehr oder Weniger einer anderen Modalität (Hörsinn). Dass diese übereinzelsprachliche Tendenz noch kaum Beachtung gefunden hat, könnte daran liegen, dass sie vielleicht zu nahe liegend erscheint und „sozusagen unter dem Radar unserer bewußten Aufmerksamkeit bleiben kann“ (GROSS 2002: 69).

Eine Trennung von sprachwissenschaftlichen und biologischen Argumentationen verdeutlichte zudem, dass zwar Korrespondenzen innerhalb der menschlichen

Wahrnehmung bestehen, diese jedoch nicht als Legitimation der Bedeutungsübergänge selbst herangezogen werden können. Es wurde demonstriert, dass Begründungen durchaus in den sprachlichen Strukturen, beispielsweise innerhalb der Wortarten, zu finden sind. Eine weitere Analyse und Klärung des exakten Zusammenspiels von synästhetischen Metaphern und Wortarten ist somit unabdingbar. Ebenfalls wäre die Entwicklung eines einheitlichen Modells, das verschiedene Hierarchien und Bedeutungsübergänge integrieren könnte, wünschenswert.

Eine erneute Auseinandersetzung mit den anfangs aufgestellten Prämissen zeigte, dass diese – zumindest im Hinblick auf übereinzelsprachliche Tendenzen – als notwendig zu erachten sind. Verlässt man beispielsweise das Terrain der Sinneswahrnehmung und stellt sich der Tatsache, dass die Bedeutungen der fokussierten Adjektive über die Wahrnehmung hinausgehen, ergibt sich ein enorm weites Feld, in dem synästhetische Metaphern zu verschwinden drohen. Würde zudem die Existenz von Ausgangsbedeutungen polysemer Adjektive negiert – wie es z.B. von RAKOVA getan wird –, wäre eine Analyse von Bedeutungsübergängen, also der Grundvoraussetzung für synästhetische Metaphern und vergleichbare Richtungstendenzen nicht möglich. Dies würde nicht nur der vorliegenden Arbeit, sondern auch sämtlichen Studien, die von der Existenz primärer Bedeutungen ausgehen, den Boden nehmen. Eine Auseinandersetzung mit dieser Problematik erscheint deshalb wichtig. Entsprechend bestand ein Ziel der Arbeit ebenfalls darin, Lösungsansätze, die eine Zuweisung von Primärbedeutungen ermöglichen, zu generieren und so den Metaphernbegriff zu legitimieren. Hierbei wurden neben klassisch sprachwissenschaftlichen Methoden auch Vorschläge aus dem Bereich der Psycholinguistik vorgelegt, was die Interdisziplinarität des Themas verdeutlicht. Übereinstimmend betont GROSS: Synästhetische Metaphern seien „ein fruchtbares Forschungsgebiet, auf dem die blinden Flecken einzelner Disziplinen nur durch interdisziplinäre Ergänzungen ausgeglichen werden können“ (GROSS 2002: 87).

Insgesamt kann auch die Sprachwissenschaft einen relevanten Beitrag in dieser Diskussion leisten. So konnten bereits in dieser Arbeit übereinzelsprachliche Tendenzen bei synästhetischen Metaphern herausgearbeitet werden, auf die es aufzubauen gilt.

7. Literaturverzeichnis

ABRAHAM, WERNER (1987): Synästhesie als Metapher. In: *Folia Linguistica* 21 (1987), S. 155 - 190.

ADLER, HANS / ZEUCH, ULRIKE (2002): "Vorwort". In: ADLER, HANS (Hrsg.): *Synästhesie. Interferenz - Transfer - Synthese der Sinne*. Würzburg: Königshausen & Neumann. S. 1 - 3.

AITCHISON, JEAN (1997): *Wörter im Kopf. Eine Einführung in das mentale Lexikon*. Tübingen: Niemeyer. (=Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft; 56).

ASCH, SOLOMON E. / NERLOVE, HARRIET (1960): "The development of double function terms in children. An exploratory investigation". In: KAPLAN, WERNER / WAPNER, SEYMOR (Hrsg.): *Perspectives in psychological theory. Essays in honor of Heinz Werner*. New York: International Universities Press. S. 45 - 60.

BACKHOUSE, A. E. (1994): *The lexical field of taste. A semantic study of Japanese taste terms*. Cambridge: Cambridge Univ. Press.

BARON-COHEN, SIMON / HARRISON, JOHN E. (1997): "Synaesthesia: An introduction". In: BARON-COHEN, SIMON / HARRISON, JOHN E. (Hrsg.): *Synaesthesia. Classic and contemporary readings*. Oxford [u.a.]: Blackwell. S. 3 - 16.

BAUMGÄRTNER, KLAUS (1969): "Synästhesie und das Problem sprachlicher Universalien". In: *Zeitschrift für deutsche Sprache* 25 (1969), S. 1 - 20.

BECHTEL, FRITZ (1879): *Ueber die Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmungen in den indogermanischen Sprachen. Ein Beitrag zur Bedeutungsgeschichte*. Weimar: Böhlau.

BIERBAUMER, NIELS / SCHMIDT, ROBERT F. (2006): *Biologische Psychologie*. 6. Auflage. Heidelberg: Springer.

BIERWISCH, MANFRED / LANG, EWALD (Hrsg.) (1987): *Grammatische und konzeptuelle Aspekte von Dimensionsadjektiven*. Berlin: Akademie-Verlag. (= studia grammatica; XXVI + XXVII).

BÖHME, GERNOT (2002): "Synästhesien im Rahmen einer Phänomenologie der Wahrnehmung". In: ADLER, HANS (Hrsg.): *Synästhesie. Interferenz - Transfer - Synthese der Sinne*. Würzburg: Königshausen & Neumann. S. 45 - 56.

BRETONES-CALLEJAS, CARMEN M. (2006): "Synaesthesia". In: BROWN, EDWARD K. (Hrsg.): *Encyclopedia of language and linguistics*. 2. Auflage. Amsterdam [u.a.]: Elsevier.

BUCKENHÜSKES, HERBERT J. / HEUSINGER, KLAUS VON / NAWROCKI, TINA (2004): *Die Dimensionen des Geschmacks. Bedeutungsfelder für Geschmacksadjektive. Semantik der Sinne*. Proceedings zur Tagung 18. und 19. Juni 2004. Universität Zürich.

URL:http://www.unistuttgart.de/linguistik/sinne/Sem_der_Sinne_Publikation_1.pdf (Stand: 23.5.2008).

BUSSMANN, HADUMOD (Hrsg.) (2002): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 3. Auflage. Stuttgart: Kröner.

CARROLL, DAVID W. (1999): *Psychology of language*. 3. Auflage. Pacific Grove [u.a.]: Brooks / Cole Publ.

CLASSEN, CONSTANCE (1993): *Worlds of sense. Exploring the senses in history and across cultures*. London [u.a.]: Routledge.

CROFT, WILLIAM (2001): *Radical Construction Grammar. Syntactic theory in typological perspective*. Oxford [u.a.]: Oxford University Press.

CYTOWIC, RICHARD, E. (2002): "Wahrnehmungs-Synästhesie" In: ADLER, HANS (Hrsg.): *Synästhesie. Interferenz - Transfer - Synthese der Sinne*. Würzburg: Königshausen & Neumann. S. 7 - 23.

DAY, SEAN (1996): "Synaesthesia and synaesthetic metaphors". In: *Psyche. An interdisciplinary journal of research on consciousness*. 32 (1996), o.S.

URL: <http://psyche.cs.monash.edu.au/v2/psyche-2-32-day.html> (Stand: 22.5.2008).

DIXON, ROBERT M. W. (1982): *Where have all the adjectives gone?. And other essays in semantics and syntax*. Berlin / New York / Amsterdam: Mouton. (= Janua linguarum : Series maior ; 107).

DUBOIS, DANIELE (1997): "Cultural beliefs as nontrivial constraints on categorization. Evidence from colors and odors". In: *Behavioral and brain sciences* 20 (1997), S. 188.

EMRICH, HINDERK M. (2002): "Synästhesie als „Hyper-Binding“". In: ADLER, HANS (Hrsg.): *Synästhesie. Interferenz - Transfer - Synthese der Sinne*. Würzburg: Königshausen & Neumann. S. 25 - 29.

ENGEL, ANDREAS K. / KÖNIG, PETER / SINGER, WOLF (1994): "Bildung repräsentationaler Zustände im Gehirn". In: SINGER, WOLFGANG (Hrsg.): *Gehirn und Bewusstsein*. (= Spektrum der Wissenschaft : Verständliche Forschung). Heidelberg [u.a.]: Spektrum. S. 42 - 27.

EVANS, NICHOLAS / WILKINS, DAVID (2000): "In the mind's ear. The semantic extension of perception verbs in Australian languages". In: *Language* 76 (2000), S. 546 - 592.

FODOR, JERRY A. (1983): *The modularity of mind*. Cambridge / Massachusetts: M.I.T. Press.

FRIEDERICI, ANGELA D. (2002): *Wie wir Sprache verstehen - neuronale Präzision in Raum und Zeit*. Überarbeitete Fassung des öffentlichen Vortrags anlässlich der Hauptversammlung der Max-Planck-Gesellschaft in Halle/Saale am 12. Juni 2002.
http://www.filme.mpg.de/pdf/jahrbuch2002_043_054.pdf (Stand: 22.4.2008).

FROMKIN, VICTORIA / RODMAN, ROBERT / HYAMS, NINA (2003): *An introduction to language*. 7. Auflage. Boston / Massachusetts: Thomson Heinle.

GAZZANIGA, MICHAEL S., IVRY, RICHARD B., MANGUN, GEORGE R. (2002): *Cognitive neuroscience. The biology of the mind*. 2. Auflage. New York [u.a.]: Norton.

GODDARD, CLIFF (2001): "Universal units in the lexicon". In: HASPELMATH, MARTIN [u.a.] (Hrsg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien. Ein internationales Handbuch*. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 20.2). Berlin / New York: de Gruyter. S. 1186 - 1203 .

GOLDSTEIN, EUGENE B. (2002): *Wahrnehmungspsychologie*. 2. dt. Auflage. [hrsg. von Manfred Ritter] Heidelberg [u.a.]: Spektrum. (= Spektrum Lehrbuch).

GORDON, RAYMOND G. (Hrsg.) (2005): *Ethnologue. Languages of the World*. 15. Ausgabe. Dallas: SIL International.(Online-Version: [http:// www.ethnologue.com/](http://www.ethnologue.com/) (Stand 22.5.2008).

GREENBERG, JOSEPH (1966): *Language universals. With special reference to feature hierarchies*. The Hague [u.a.]: Mouton.

GREENBERG, JOSEPH H. / OSGOOD, CHARLES / JENKINS, JAMES (1963): "Memorandum concerning language universals". In: GREENBERG, JOSEPH (Hrsg.): *Universals of language. Report of a conference held at Dobbs Ferry, New York April 13 - 15, 1961*. Cambridge / Massachusetts: M.I.T. Press. S. 255 - 264.

GRIMM, JACOB (1848): "Die fünf Sinne". In: *Zeitschrift für deutsches Altertum* 6 (1948), S. 1 - 15.

GROSS, SABINE (2002): "Literatur und Synästhesie. Überlegungen zum Verhältnis von Sprache und Poetizität". In: ADLER, HANS (Hrsg.): *Synästhesie. Interferenz - Transfer - Synthese der Sinne*. Würzburg: Königshausen & Neumann. S. 57 - 93.

HARM, VOLKER (2000): *Regularitäten des semantischen Wandels bei Wahrnehmungsverben des Deutschen*. Stuttgart: Steiner.(= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik: Beihefte; 110). [Zugl.: Universität Marburg, Diss., 1999].

HARRISON, JOHN (2007): *Wenn Töne Farben haben. Synästhesie in Wissenschaft und Kunst*. [aus d. Engl. übers. v. Anja Masselli]. Heidelberg: Springer.

HEESCHEN, VOLKER (2007): "Attractiveness and adornment. Reference to colors and smells in Papuan speech communities". In: PLÜMACHER, MARTINA / HOLZ, PETER (Hrsg.): *Speaking of colors and odors*. (= Converging evidence in language and communication research (CELCR); 8). Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins. S. 85 - 111.

HERDER, JOHANN GOTTFRIED [1770]: *Über den Ursprung der Sprache*. [hrsg. von Claus Träger.] Berlin: Akademie. 1959.

HOCKETT, CHARLES F. (1963): "The problem of universals in language". In: GREENBERG, JOSEPH (Hrsg.): *Universals of language. Report of a conference held at Dobbs Ferry, New York April 13 - 15, 1961*. Cambridge / Massachusetts: M.I.T. Press. S. 1 - 22.

HOLENSTEIN, ELMAR (1985): *Sprachliche Universalien. Eine Untersuchung zur Natur des menschlichen Geistes*. Bochum: Brockmeyer.

HOLZ, PETER (2005): *Die Sprache des Parfums. Eine empirische Untersuchung zur Grammatik, Metaphorik und Poetizität des Parfumwerbetextes*. Hamburg: Kovač. [zugl.: Universität Bremen, Diss., 2005].

HOLZ, PETER (2007): "Cognition, olfaction and linguistic creativity. Linguistic Synaesthesia as poetic device in cologne advertising". In: In: PLÜMACHER, MARTINA / HOLZ, PETER (Hrsg.): *Speaking of colors and odors*. (= Converging evidence in language and communication research (CELCR); 8). Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins. S. 185 - 202.

HUNDNURSCHER, FRANZ / SPLETT, JOCHEN (1982): *Semantik der Adjektive des Deutschen. Analyse semantischer Relationen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

JACKENDOFF, RAY (1990): *Semantic structures*. Cambridge / Massachusetts [u.a.]: MIT Press.

JOHNSON, MARK (2000): *The body in the mind. The bodily basis of meaning, imagination, and reason*. (Reprint). Chicago [u.a.] : University of Chicago Press.

KIEFER, MARKUS (2008): "Bewusstsein". In: MÜSELER, JOCHEN (Hrsg.): *Allgemeine Psychologie*. 2. Auflage. Heidelberg: Spektrum. S. 155 - 190.

KLUGE, FRIEDRICH (1999): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 23. Auflage. Berlin / New York: de Gruyter.

KLUGE, FRIEDRICH (2002): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 24. Auflage. Berlin / New York: de Gruyter.

KRONASSER, HEINZ (1968): *Handbuch der Semasiologie. Kurze Einführung in die Geschichte, Problematik und Terminologie der Bedeutungslehre*. 2. Auflage.

Heidelberg: Winter. (=Bibliothek der Allgemeinen Sprachwissenschaft ; Reihe 1, Handbücher).

LAKOFF, GEORGE / JOHNSON, MARK (1980): *Metaphors we live by*. Chicago [u.a.]: University of Chicago Press.

LANGACKER, RONALD W. (1987): *Foundations of Cognitive Grammar. Volume I. Theoretical Prerequisites*. Stanford: Stanford Univ. Press.

LEHRER, ADRIENNE (1975): "Talking about wine". In: *Language* 51 (1975), S. 901 - 923.

LEHRER, ADRIENNE (1978): "Structures of the lexicon and transfer of meaning". In: *Lingua* 45 (1978), S. 95 - 123.

LEVY, PAULETTE (1992): "Adjectives in Totonac. Descriptive statement and typological considerations". In: *International Journal of American Linguistics* 58 (1992), S. 269 - 298.

URL:<http://links.jstor.org/sici?sici=00207071%28199207%2958%3A3%3C269%3AAITDSA%3E2.0.CO%3B2-8> (Stand: 23.5.2008).

MAIENBORN, CLAUDIA (1996): *Situation und Lokation. Die Bedeutung lokaler Adjunkte von Verbalprojektionen*. Tübingen: Stauffenburg Verlag. (= Studien zur deutschen Grammatik; 53).

MARKS, LAWRENCE E. (1974): "On association of light and sound. The mediation of brightness, pitch, and loudness". In: *American Journal of Psychology* 87 (1974). S. 173 - 188.

MARKS, LAWRENCE E. (1987): "On cross-modal similarity. Auditory-visual interactions in speeded discrimination". In: *Journal of Experimental Psychology: Human Perception and Performance* 13 (1987), S. 384 - 394.

MARKS, LAWRENCE E. (1990): "Synaesthesia. Perception and metaphor". In: BURWICK, FREDERICK / PAPE, WALTER (Hrsg.): *Aesthetic illusion. Theoretical and historical approaches*. Berlin / New York: de Gruyter. S. 28 - 40.

MARKS, LAWRENCE E. (1996): "On perceptual metaphors". In: *Metaphor and symbolic activity* 11 (1996), S. 39 - 66.

MARKS, LAWRENCE E. / HAMMEAL, ROBIN J. / BORNSTEIN, MARC H. (1987): *Perceiving similarity and comprehending metaphor*. Chicago: University of Chicago Press. (= Monographs of the Society for Research in Child Development; 52).

MAURER, DAPHNE (1997): "Neonatal synaesthesia: implications for the processing of speech and faces". In: BARON-COHEN, SIMON / HARRISON, JOHN E. (Hrsg.): *Synaesthesia. Classic and contemporary readings*. Oxford [u.a.]: Blackwell. S. 224 - 242.

MELTZOFF A. N. / BORTON R. (1979): "Intermodal matching by human neonates". In: *Nature* 282 (1979), S. 403 - 404.

MÜLLER, HERMANN J. / KRUMMENACHER, JOSEPH (2008): "Aufmerksamkeit". In: MÜSSELER, JOCHEN (Hrsg.): *Allgemeine Psychologie*. 2. Auflage. Heidelberg: Spektrum. S. 103 - 154.

PLANK, SIGRID / PLANK, FRANS (1995): "Unsägliche Gerüche. Versuche trotzdem vom Riechen zu sprechen". In: KUNST- UND AUSSTELLUNGSHALLE DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND (Hrsg.): *Das Riechen. Von Nasen, Düften und Gestank*. Göttingen: Steidl. (= Schriftenreihe Forum; 5). S. 59 - 72.

POPOVA, YANNA (2005): "Image schemas and verbal synaesthesia". In: HAMPE, BEATE (Hrsg.): *From perception to meaning. Image schemas in cognitive linguistics*. (= Cognitive linguistics research; 29) Berlin / New York: de Gruyter. S. 395 - 419.

RAKOVA, MARTINA (2003): *The extent of the literal. Metaphor, polysemy and theories of concepts*. Basingstoke [u.a.]: Palgrave Macmillan.

ROBERING, KLAUS (2005): "Dimensionsadjektive". In: CRUSE, ALAN [u.a.] (Hrsg.): *Lexikologie. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen*. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 21.2). Berlin / New York: de Gruyter. S. 1548 - 1562.

ROSCH, ELEANOR H. (1973): "On the internal structure of perceptual and semantic categories". In: Moore, Timothy (Hrsg.): *Cognitive development and the acquisition of language*. New York [u.a.]: Acad. Press. S. 111 - 144.

ROSCH, ELEANOR H. / MERVIS, CAROLYN B. (1975): "Family resemblances: Studies in the internal structure of categories." In: *Cognitive Psychology* 7 (1975). S. 573 - 605.

SAKAMOTO, TSUTOMU (et al.) (2003): "An ERP study of sensory mismatch expressions in Japanese". In: *Brain and Language* 86 (2003), S. 384 - 394.

SCHRADER, LUDWIG (1969): *Sinne und Sinnesverknüpfungen. Studien und Materialien zur Vorgeschichte der Synästhesie und zur Bewertung der Sinne in der italienischen, spanischen und französischen Literatur*. (=Beiträge zur neueren Literaturgeschichte ; Folge 3, Bd. 9). Heidelberg: Winter.

SCHRÖGER, ERICH / KAERNBACH, CHRISTIAN / SCHÖNWIESNER, MARC (2008): "Auditive Wahrnehmung und multisensorische Verarbeitung". In: MÜSSELER, JOCHEN (Hrsg.): *Allgemeine Psychologie*. 2. Auflage. Heidelberg: Spektrum. S. 59 - 100.

SCHWARZ, MONIKA (1996): *Einführung in die kognitive Linguistik*. 2. Auflage. Tübingen [u.a.]: Francke.

SHEN, YESHAYAHU (1997a): "Cognitive constraints on poetic figures". In: *Cognitive linguistics* 8 (1997). S. 33 - 71.

SHEN, YESHAYAHU (1997b): "Cognition and the use of figurative language in poetry. The case of poetic Synaesthesia". In: Tötösy DeZepetnek, Steven (Hrsg.): *The systemic and empirical approach to literature and culture as theory and application*. Edmonton / Alberta / Canada: o.V. S. 169 - 179.

SHEN, YESHAYAHU / AISENMAN, RAVID (2008): "'Heard melodies are sweet, but those unheard are sweeter': synaesthetic metaphors and cognition". In: *Language and Literature* 17 (2008). S. 107 - 121.
URL: <http://lal.sagepub.com/cgi/content/abstract/17/2/107>. (Stand: 26.5.08).

SMITH, LINDA B. (1987): "Commentary. Perceptual relations and perceptual language". In: MARKS, LAWRENCE E. / HAMMEAL, ROBIN J. / BORNSTEIN, MARC H. (1987): *Perceiving similarity and comprehending metaphor*. Chicago: University of Chicago Press. (= Monographs of the Society for Research in Child Development; 52). S. 94 - 100.

STANFORD, WILLIAM B. (1972): *Greek metaphor. Studies in theory and practice*. (Reprint) New York / London: Johnson.

STEFANOWITCH, ANATOL / GRIES, STEFAN T. (2003): "Collostructions. Investigating the interaction of words and constructions". In: *International Journal of Corpus linguistics* 8 (2003), S. 209 - 234.

TSUR, REUVEN (1992): *Toward a theory of cognitive poetics*. Amsterdam [u.a.]: North-Holland. (= North-Holland linguistic series; 55).

ULLMANN, STEPHEN (1957): *The principles of semantics*. 2. Auflage. Glasgow: Jackson. (= Glasgow University Publications; LXXXIV).

ULLMANN, STEPHEN (1963): "Semantic universals". In: GREENBERG, JOSEPH (Hrsg.): *Universals of language. Report of a conference held at Dobbs Ferry, New York April 13 - 15, 1961*. Cambridge / Massachusetts: M.I.T. Press. S. 172 - 206.

ULLMANN, STEPHEN (1967): *Grundzüge der Semantik. Die Bedeutung in sprachwissenschaftlicher Sicht*. Berlin [u.a.]: de Gruyter.

VIBERG, ÅKE (1984): "The verbs of perception. A typological study". In: BUTTERWORTH, BRIAN (Hrsg.): *Explanations for language universals*. Berlin [u.a.]: de Gruyter. S. 123 - 162.

VIBERG, ÅKE (2001): "Verbs of perception". In: HASPELMATH, MARTIN [u.a.] (Hrsg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien. Ein internationales Handbuch*. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 20.2). Berlin / New York: de Gruyter. S. 1294 - 1309.

WARD, JAMIE / HUCKSTEP, BRETT / TSAKANIKOS, ELIAS (2006): "Sound-colour Synaesthesia. To what extent does it use cross-modal mechanisms common to us all?". In: *Cortex* 42 (2006), S. 264 - 280.

WEINREICH, URIEL (1963): "On the semantic structure of language". In: GREENBERG, JOSEPH (Hrsg.): *Universals of language. Report of a conference held at Dobbs Ferry, New York April 13 - 15, 1961*. Cambridge / Massachusetts: M.I.T. Press. S. 114 - 171.

WEISGERBER, LEO (1928): "Der Geruchssinn in unseren Sprachen". In: *Indogermanische Forschungen* 46 (1928), S.121 - 150.

WELLEK, ALBERT (1931): "Der Sprachgeist als Doppelpemfinder. Ein Beitrag zur musikalischen Psychologie und Ästhetik der Sprache". In: *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft* 25 (1931), S. 226 - 262.

WIKTOROWITZ, JÓSEF (1985): *Semantische Analyse der Adjektive der Sinneswahrnehmung in der deutschen Gegenwartssprache*. Warszawa: Wyd. Uniw. Warszawskiego. (= Rozprawy Uniwersytetu Warszawskiego; 235). [zugl.: Universität Warschau, Diss., 1985].

WILLIAMS, JOHN N. (1992): "Processing polysemous words in context. Evidence for interrelated meanings". In: *Journal of psycholinguistic research* 21 (1992), S. 193 - 218.

WILLIAMS, JOSEPH M. (1976): "Synaesthetic adjectives. A possible law of semantic change". In: *Language* 52 (1976). S. 461 - 478.

YU, NING (1992): "A possible semantic law in synesthetic transfer. Evidence from Chinese". In: *The SECOL Review* 16 (1992), S. 20 - 40.

YU, NING (2003): "Synaesthetic metaphor. A cognitive perspective". In: *Journal of Literary Semantics* 32 (2003), S. 19 - 34.

ZWITSERLOOD, PIENIE / BÖLTE, JENS (2008): "Sprachproduktion und -verstehen". In: MÜSSELER, JOCHEN (Hrsg.): *Allgemeine Psychologie*. 2. Auflage. Heidelberg: Spektrum. S. 467 - 500.

Wörterbücher

ANUȚEI, MIHAI (1990): *Dicționar Român - German*. Bukarest: o.V.

AULESTIA, GORKA (1989): *Basque - English dictionary*. Reno / Las Vegas: University of Nevada Press. (= The Basque series).

BERTAUX, F. / LEPOINTE, E. (1968): *Wörterbuch Deutsch-Französisch*. (Dictionnaire allemand français). Paris: Librairie Hachette.

BOSCHER, WINFRIED (1983): *Wörterbuch Vietnamesisch - Deutsch*. 4. Auflage. München: Hueber (=Sprachen der Welt).

BREEN, GAVAN (2004): *Innaminka words. Yandruwandha dictionary and stories*. Canberra: Pacific Linguistics, Australian Nat. Univ. (= Pacific linguistics; 559).

GEMOLL, WILHELM (1965): *Griechisch - Deutsches Schul- und Handwörterbuch*. 9. Auflage. München / Wien: Freytag.

HALÁSZ, ELÖD / FÖLDES, CSABA / UZONYI, PÁL (2004): *Langenscheidts Großwörterbuch Ungarisch - Deutsch*. 5. Auflage. Berlin [u.a.]: Langenscheidt.

HEESCHEN, VOLKER (1992): *A dictionary of the Yale (Kosarek) language. With sketch of grammar and English index*. Berlin: Reimer. (= Schriftenreihe Mensch, Kultur und Umwelt im zentralen Bergland von West-Guinea; 22).

HEUKEN, ADOLF (1998): *Wörterbuch Deutsch - Indonesisch*. 4. Auflage. Leipzig [u.a.]: Langenscheidt.

HORNBY, ALBERT S. (2005): *Oxford advanced learner's dictionary of current English*. 7. Auflage. Oxford [u.a.]: Oxford Univ. Press.

IPPOLDT, JULIUSZ (1959): *Handwörterbuch der deutschen und polnischen Sprache*. (Słownik niemiecko - polski i polsko - niemiecki). Warschau: Verlag Trzaska, Evert, Michalski.

JOHNSON, FREDERICK (1985): *A standard Swahili - English dictionary*. (Founded on Madan's Swahili-English dictionary). Oxford [u.a.]: Oxford University Press.

KAROW, OTTO / HILGERS-HESSE, IRENE (1978): *Indonesisch-Deutsches Wörterbuch* (Kamus Bahasa Indonesia - Djerman). 2. Auflage. Wiesbaden: Harrassowitz.

KRAUSE, ERICH D. (2002): *Großes Wörterbuch Deutsch - Indonesisch* (Kamus Besar Jerman Indonesia). Hamburg: Helmut Buske.

LAVY, JAACOV (1975): *Langenscheidts Handwörterbuch Hebräisch - Deutsch*. Berlin: Langenscheidt.

LLOYD, J. A. (1992): *A Baruya-Tok Pisin - English dictionary*. Canberra: Pacific Linguistics, Research School of Pacific and Asian Studies, The Australian Nat. Univ. (=Pacific Linguistics :Series C; 82).

MECKELEIN, RICHARD (1937): *Deutsch - Georgisches Wörterbuch*. Band I. Berlin: de Gruyter.
(= Lehrbücher des Seminars für Orientalische Sprachen zu Berlin; 37,1).

O.V. (2003): *Prisma Handwörterbuch Schwedisch - Deutsch*. 7. Auflage. Berlin [u.a.]: Langenscheidt.

PAULSEN, VED G. (1996): *Tysk ordbok. Tysk-norsk / norsk-tysk*. Oslo: Kunnskapsforlaget.

ROSS, MALCOLM / PAWLEY, ANDREW / OSMOND, MEREDITH (2007): *The lexicon of Proto Oceanic. The culture and environment of ancestral Oceanic society. 2 The physical environment*. Canberra: Research School of Pacific and Asian Studies, Australian Nat. Univ. (= Pacific linguistics 545).

SLABÝ; RUDOLPH / GROSSMANN, RUDOLPH / ILLIG, CARLOS (1994): *Wörterbuch der spanischen und deutschen Sprache. I Spanisch - Deutsch*. 4. Auflage. Wiesbaden: Oscar Brandstetter.

STEUERWALD, KARL (1972): *Türkisch - Deutsches Wörterbuch*. (Türkçe - Almanca sözlük). Wiesbaden: Harrassowitz.

8. Anhang: Sprachbeispiele

Anmerkungen:

- 1) Die nachfolgenden Sprachbeispiele umfassen nur Wörterbucheinträge (Sprachbeispiele aus anderen Quellen wurden in dieser Darstellung ausgelassen).
- 2) Alle relevanten Angaben (Quelle, Sprachfamilienzugehörigkeit, etc.) befinden sich bereits im Fließtext und werden hier nicht erneut aufgeführt.
- 3) Entsprechend sind die Angaben nicht nach Sprachfamilien, sondern alphabetisch geordnet.
- 4) Es soll auch an dieser Stelle betont werden, dass Richtungen auf Basis der vorliegenden Analyse nur vermutet, nicht aber bewiesen werden können. Aus diesem Grund müssten die folgenden Beispiele – von einem konservativen Standpunkt aus – als synästhetische Polysemien bezeichnet werden.

Gebender Tastsinn:

Rumänisch	<i>tare</i> : ‘hart’ / ‘fest’, aber auch <i>vin tare</i> ‘feuriger Wein’ Tastsinn → Geschmack
Spanisch	<i>calido</i> : ‘warm’, aber auch ‘warme Farbe’ Tastsinn → Sehen
Ungarisch	<i>lágý</i> : ‘weich’, aber auch <i>lágý fény</i> ‘weiches Licht’ Tastsinn → Sehen

Synästhetischer Hörsinn:

Tastsinn → Hörsinn:

Baskisch	<i>mamitsu</i> : ‘being soft inside, usually said of bread’, aber auch: <i>ahots mamitsu</i> ‘weiche Stimme’
Indonesisch	<i>empuk</i> : ‘weich’, aber auch im Zusammenhang mit <i>suara</i> ‘Stimme’ verwendet
Rumänisch	<i>tare</i> : ‘hart’, ‘fest’, kann aber zusätzlich in der Fügung „a striga cu voce tare“ ‘mit lauter, starker Stimme rufen’ verwendet werden <i>moale</i> : ‘weich’, aber auch <i>consonaă moale</i> (stimmhafter Vokal)
Samoanisch	<i>malū</i> : ‘weich’, aber auch Basstimme
Spanisch	<i>seco</i> : ‘trocken’, aber auch ‘trockene’ Stimme <i>ligero</i> : ‘leicht an Gewicht’, aber auch ‘leise’
Türkisch	<i>yumuşak</i> : ‘weich’, ‘biegsam’, aber auch phonologisch ‘stimmhaft’

Sehen → Hörsinn:

Baskisch	<i>zuri</i> : ‘weiß’, aber auch <i>ahots zuri</i> (wörtlich: weiße Stimme) ‘Sopran’
Hebräisch (Ivrit)	צלול: ‘klar’ / ‘durchsichtig’, aber ebenfalls ‘helle Stimme’: צלול קול
Polnisch	<i>jasno</i> : ‘hell’, aber auch <i>brzmieć jasno</i> = ‘hell klingen’
Rumänisch	<i>clar</i> : ‘hell, klar’, aber auch ‘helle’ Stimme

Dimension → Hörsinn:

Baruya	<i>munya</i> : ‘above, high, top’, wie z.B. in <i>munyabano</i> ‘high place’, aber auch <i>munyabanna daano</i> ‘sing higher’
Baskisch	<i>lodi</i> : ‘fett’ bzw. ‘dick’, aber auch: <i>ahots lodi</i> (wörtlich: dicke Stimme) mit der Bedeutung ‘tiefe bzw. Bass-Stimme’
Georgisch	მასალა: ‘hoch, hochgewachsen, groß’, kann ebenfalls eine hohe Stimme bezeichnen
Hebräisch (Ivrit)	קול רם: ‘groß’, aber auch ‘laute’ Stimme קול נמוך: ‘niedrig’, aber auch ‘leise’
Indonesisch	<i>tinggi</i> : ‘hoch’, kann aber auch als auditive Qualitätsbeschreibung: ‘hohe’ Stimme verwendet werden <i>rendah</i> : ‘niedrig’, aber auch auditiv: <i>suara rendah</i> = ‘tiefe Stimme’
Rumänisch	<i>adînc</i> : ‘tief’, aber auch ‘tiefe’ bzw. ‘dunkelklingende’ Stimme
Schwedisch	<i>hög</i> : ‘hoch’, kann aber ebenfalls im auditiven Bereich verwendet werden

Spanisch	<i>alto</i> : ‘hoch, erhöht’, aber ebenfalls ‘hoch’ (Ton) oder ‘laut, hell’ (Stimme) <i>bajo</i> : ‘niedrig’ oder ‘tief gelegen’, aber auch ‘tiefer’ Ton oder ‘leise’ Stimme
Suaheli	<i>kubwa</i> : ‘groß’, wie z.B. in <i>nyumba kubwa</i> ‘großes Haus’, aber auch: <i>kwa sauti kubwa</i> ‘with a loud voice’
Türkisch	<i>yüksek</i> : ‘groß’, ‘hoch’, wird aber auch auf Stimmen bezogen und bedeutet dann ‘hoch’, ‘laut’ oder ‘kräftig’ <i>alçak</i> : ‘niedrig’, aber auch ‘leise Stimme’ oder ‘tiefer Ton’
Ungarisch	<i>magas</i> : ‘hoch’, aber auch im Zusammenhang mit dem Hörsinn ‘hohe’ Stimme, ‘hoher’ Ton <i>mély</i> : ‘tief’, auch im Zusammenhang mit dem Hörsinn ‘tiefe’ Stimme
Vietnamesisch	<i>cao</i> : ‘hoch, groß, erhöht’ wie z.B. in <i>nui cao</i> ‘hoher Berg’, aber auch: <i>giọng cao</i> ‘hohe Stimme’
Yale	<i>olok</i> : ‘small, little’, aber auch <i>olok-ne</i> ‘a soft voice’
Yandruwandha	<i>pirna</i> : ‘big’, aber auch im Zusammenhang mit <i>ngaru</i> ‘voice’ verwendbar

Geschmacks- und Geruchssinn

Baskisch	<i>gozo</i> : <i>ardo gozo</i> ‘süßer Wein’, aber auch: <i>usain gozo</i> : ‘süßer Geruch’
Polnisch	<i>ostry</i> : ‘scharf’: <i>ostry smak</i> : ‘scharfer’ Geschmack, aber auch: <i>ostry zapach</i> ‘scharfer’ Geruch
Schwedisch	<i>söt</i> : ‘süß’ im Zusammenhang mit Geschmack und Geruch
Ungarisch	<i>édes</i> : ‘süß’ im Zusammenhang mit Geschmack und Geruch